Rosenkreuzer und Illuminaten.

Rosenkreuzer und Illuminaten.

Historischer Roman aus dem 18. Jahrhundert

von

Max Ring.

Dritter Theil.

Berlin, 1861.
Verlag von Otto Janke.

I.

Serena.

Es dürfte Zeit sein, von diesen allgemeinen Betrachtungen und Schilderungen, die jedoch einen mehr oder minder bedeutenden Einfluß auf mich wie auf jeden andern Zeitgenossen ausübten, zu meinen eigenen Angelegenheiten zurückzukehren. Dabei will und kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß jeder Mensch in einem gewissen Grade den Geist seines Jahrhunderts und seines Vaterlandes wiederspiegelt. Wie die Pflanze zieht auch er aus dem Boden, worauf er steht, aus der Atmosphäre, die ihn umgiebt, seine Nahrung und seinen Unterhalt. Unsere Gedanken, Grundsätze, selbst unsere Empfindungen hängen in einem hohen Grade von unserer Umgebung und der herrschenden Zeitströmung ab. In Tagen allgemeiner Auflösung und Verderbt-

heit wird auch das Individuum, sei es von Natur noch so gut und edel, den geistigen Krankheitsstoff in sich aufnehmen, wie während einer Epidemie kein Körper vollkommen gesund bleibt. Auch diejenigen, welche der Krankheit nicht verfallen, tragen, wenn auch ungesehn und oft unbemerkt, den Keim derselben in ihren Adern. Die Geschichte dürfte meine Ansicht durch unzählige Beispiele bestätigen. Als das römische Weltreich seinem Untergange sich entgegenneigte, waren auch die Besten nicht frei von der allgemeinen Fäulniß, selbst die Tugend eines Cato konnte sich nur durch Selbstmord bewahren. Es bedarf erst großer und erschütternder Ereignisse, um die vergiftete Luft zu reinigen, die Gemüther zu erheben und die scheintodte Moral und Willenskraft zu wecken.

Ich beabsichtige keineswegs durch die soeben ausgesprochene Erfahrung mein bisheriges Betragen zu rechtfertigen, aber wohl die Verwerflichkeit desselben zu mildern. Man denke sich einen jungen Menschen wie ich, von einem solchen Vater erzogen, ohne Grundsätze, ohne Glauben, von einem gefährlichen Sophisten und einem verführerischen Weibe geleitet, an einen üppigen Hof versetzt, wo die Sittenlosigkeit mit der Heuchelei Hand in Hand ging, und man wird mich zwar verurtheilen, aber auch entschuldigen müssen.

Einstweilen genoß ich die Früchte meines Verrathes, ohne noch die geringste Reue zu empfinden. Ich war Kammerjunker und ein angehender Liebling des besten Herrn, den man sich auf der Welt nur denken kann. Bei jeder Gelegenheit überhäufte mich der gute König mit Beweisen seiner Huld, die ich von meiner Seite mit der größten Anhänglichkeit an seine Person vergalt. Es war unmöglich, ihn nicht zu lieben, wenn man ihm, wie ich, näher stand. Selbst seine Schwächen erschienen mir in einem milderen Lichte, da sie nur aus seiner Gutmüthigkeit entsprangen und mit seinen Vorzügen innig verbunden waren. Friedrich Wilhelm der Zweite wäre der liebenswürdigste Privatmann geworden, das Schicksal setzte ihn auf einen Thron, versagte ihm aber die nothwendigsten Eigenschaften eines Regenten: Energie und Charakterfestigkeit, welche sein Vorfahr in so reichem Maße besessen. Ich weiß und bin fest überzeugt, daß nie ein Monarch mit besseren Entschlüssen einen Thron bestiegen; er wollte sein Volk wahrhaft beglücken, aber er scheiterte an der Ausführung, da er weder die nöthige Ausdauer, noch den glücklichen Blick in der Auswahl seiner Rathgeber besaß. Er traute nur zu sehr dem äußeren Schein und ließ sich, wie immer die besten Fürsten, auch am leichtesten betrügen.

Von Jugend auf verfolgte ihn das Mißgeschick, sein Vater starb früh; er war der Bruder Friedrich's des Großen, der ihm einige leichte Fehler während des siebenjährigen Krieges in Gegenwart der übrigen Generäle mit solcher Heftigkeit und Bitterkeit vorwarf, daß der verletzte Prinz in eine tiefe Melancholie verfiel und am gebrochenen Herzen starb; ein Umstand, der seinem Sohne wohl bekannt war und gewiß nicht ohne Einwirkung auf sein Verhältniß zu dem königlichen Oheim geblieben war.

Wie viele Menschen, besaß auch Friedrich der Große trotz seines erhabenen Geistes die kleinliche Schwäche, ein begangenes Unrecht an dem Opfer desselben zu rächen und die Vorwürfe seines Gewissens gleichsam durch neue Schuld zu betäuben. Aus diesem Grunde übertrug er die Abneigung gegen den Vater auf den schuldlosen Sohn, den er mit auffallender Strenge und Kälte behandelte. Dieser Widerwille gegen seinen Neffen und Thronfolger ging sogar so weit, daß er ernstliche Schritte gethan haben soll, dessen jüngerem Bruder, dem Prinzen Heinrich, die Regierung zu hinterlassen. So viel steht indeß fest, daß er den Letzteren bei jeder Gelegenheit bevorzugte und seinen frühen Tod auf das Tiefste beklagte. Er selbst schrieb zur Erinnerung an den Verstorbenen

eine Lobrede seiner Tugenden und Vorzüge, die er öffentlich in einer Sitzung der Akademie vorlesen ließ. Durch den Verlust seines Lieblings wurde er keineswegs günstiger für den hinterlassenen Bruder gestimmt, der gegen seinen Willen die Krone von ihm erben sollte. Mit Eifersucht bewachte er jeden Schritt seines Thronfolgers, den er absichtlich von allen wichtigen Geschäften fern hielt. Diesem wurden ebenfalls die verletzendsten Aeußerungen des Königs hinterbracht, welcher bei verschiedenen Gelegenheiten eine fast cynische Gleichgiltigkeit gegen seinen Neffen zeigte. Man erzählte sich am Hofe eine das Verhältniß des Oheims zu seinem Neffen charakterisirende Anekdote, deren Wahrheit ich dahingestellt sein lassen will. Während des bayerischen Erbfolgekrieges meldete man dem Könige fälschlich, daß der Kronprinz von einer Kanonenkugel getödtet worden sei. Friedrich der Große schien keineswegs bewegt; erst nachdem er die nöthigsten Befehle ertheilt, wendete er sich an den meldenden Officier mit den Worten: „Sorgen Sie dafür, daß der Sattel und das Pferd des Prinzen nicht verloren geht"; worauf er ruhig in seinen militairischen Anordnungen fortfuhr.

Eine derartige Behandlung mußte nothwendiger Weise die Neigung des Neffen für seinen großen Oheim

im Keime ersticken und zugleich einen höchst schädlichen Einfluß auf seine Entwickelung ausüben. Seine natürliche Bescheidenheit verwandelte sich in Schüchternheit, sein verletzter Stolz machte ihn verschlossen und mißtrauisch gegen den König und dessen ganze Umgebung. Wie gewöhnlich folgten die ergebenen Höflinge dem Beispiele ihres Herrn; sie zogen sich von dem Prinzen zurück und vermieden jeden näheren Umgang mit ihm. Um so mehr sehnte sich seine weiche Seele nach einer Freundschaft, die er vergebens da suchte, wo er sie zunächst zu finden glaubte. Es blieb ihm nichts übrig, als von der Höhe des Thrones, wo er keine Befriedigung fand, herabzusteigen und um einige Stufen niedriger seine Gesellschaft zu suchen, die er leider nicht immer mit der nöthigen Vorsicht wählte. Bald war er von einem Kreise lebenslustiger Männer, übermüthiger Officiere und junger Wüstlinge umgeben, deren Thorheiten und Zerstreuungen er theilte.

Die Verbindung mit einer jungen und liebenswürdigen Prinzessin von Braunschweig, seiner Cousine, sollte ihn aus diesem Strudel reißen. Leider war die Ehe, und zwar nicht durch seine Schuld, eine höchst unglückliche. Auf einem Maskenballe erhielt der beleidigte Gatte von einer unbekannten Maske die

sprechendsten Beweise ihrer Schuld. Der erzürnte Prinz trug auf Scheidung an, aber Friedrich der Große, welcher diese Nichte wegen ihres Geistes und ihrer Armuth innig liebte, wollte zu einem derartigen Schritte nicht seine Einwilligung geben. Nur die Drohung des Thronfolgers, durch ein Memoire alle Höfe Europa's von seinem Unglück in Kenntniß zu setzen, zwang ihn endlich zur Nachgiebigkeit. Die Prinzessin wurde nach Cüstrin verwiesen, wo sie erst im Jahre 1840 in einem Alter von vierundneunzig Jahren starb. Staatsrücksichten bestimmten Friedrich Wilhelm zu einer zweiten Ehe; seine Wahl fiel auf eine Prinzessin von Hessen-Darmstadt, gleich ausgezeichnet durch ihre Sanftmuth, ihre Herzensgüte und ihre Sittlichkeit. Aber leider bestand in jener Zeit das Verhältniß mit seiner geliebten Rietz, deren Bande abzustreifen er zu schwach war. Trotz aller herrlichen Eigenschaften des Geistes und des Herzens, vermochte seine neue Gattin ihn nicht dauernd zu fesseln, obgleich er ihr stets die höchste Achtung erwies. Sie wurde durch ihn Muttter einer zahlreichen Familie, welche ihre Tugenden erbte und aus deren Mitte Friedrich Wilhelm der Dritte hervorging.

Unter dem Drucke dieser Verhältnisse überließ sich der unglückliche Thronfolger abwechselnd einer

trüben Melancholie, oder sinnlichen Genüssen, bei denen er Zerstreuung und Erheiterung seiner Leiden suchte. In Bischofswerder glaubte er den Freund gefunden zu haben, der ihm die Geheimnisse der Geisterwelt erschließen sollte, wenn er, übersättigt und angeekelt von all' diesen erschöpfenden Zerstreuungen, seiner angeborenen Sehnsucht nach dem Höheren folgte. Nie aber wurde von einem Günstlinge die gutmüthige Schwäche seines Gebieters, seine edelsten und besten Gefühle mehr gemißbraucht als von diesem „Laubfrosch", wie ihn Friedrich der Große wegen seiner grünen Uniform zu nennen pflegte. Dieser Mann verbarg unter der Maske der höchsten Bescheidenheit und Zurückhaltung einen unbegrenzten Ehrgeiz. Nie habe ich in meinem ganzen Leben einen größeren Contrast zwischen Schein und Wirklichkeit gefunden. Trotz seines apatischen Aussehns und seiner, die vollkommenste Gleichgiltigkeit heuchelnden Physiognomie, besaß er eine ungewöhnliche Schlauheit, einen spionirenden Scharfblick, dem keine Bewegung, kein Wort entging; stets stand er auf der Lauer, um die Blößen seiner Gegner zu erspähn. Während er selbst im vertrauten Gespräche, wo er sich mit anscheinender Offenheit gehen ließ, auch nicht einen Moment die Herrschaft über sich verlor, nicht eine Falte seines geheimnißvollen

Innern Preis gab, wußte er die verborgenste Gedanken Anderen zu entlocken und sich zum Mitwisser ihrer geheimsten Entschlüsse zu machen. Eine angenommene Würde und strenge Haltung diente nur dazu, den Beobachter irre zu führen; er nahm die Maske des Biedermannes vor und täuschte damit alle Welt, am meisten aber seinen königlichen Freund, der ihm unbedingt vertraute. Während seine Lippen von Tugend und Moral überflossen, unterhielt er die anstößigsten Verhältnisse mit zwei seiner Schwägerinnen, so daß sich seine Gemahlin genöthigt sah, einen Scheidungsprozeß gegen ihn anhängig zu machen. Frühzeitig in das Treiben der Rosenkreuzer eingeweiht, war der Schüler eines Schröpfer's bald ein Meister in der Kunst geworden, den Aberglauben in seinem Interesse auszubeuten. Wie Viele Seinesgleichen, hatte auch er als Betrogener angefangen, um als Betrüger zu enden. Nach dem Sturze des verdienstvollen Herzberg's war er unter dem bescheidenen Titel eines General-Majors der eigentliche Leiter der preußischen Politik, der geheime Lenker der Regierung. Mit Wöllner, welcher in Berlin nur „der kleine König" hieß, theilte er sich in die Herrschaft, und zwar so, daß jener die inneren, er selbst die äußeren Angelegenheiten leitete.

Die nächste Folge dieses Umschwunges war ein vollständiger Bruch mit der Vergangenheit, ein gänzliches Aufgeben des von Friedrich dem Großen befolgten Systems. Bischofswerder drang auf einen engeren Anschluß und auf eine Verbindung mit Oesterreich, ohne Rücksicht auf die dadurch beeinträchtigten Interessen Preußens. Zu diesem Zwecke setzte er alle ihm zu Gebote stehenden Mittel in Bewegung, um sich des arglosen Königs zu versichern. Bald schreckte er ihn mit dem drohenden Gespenste der Revolution, welche in Frankreich auszubrechen drohte, bald nahm er die Religion, oder vielmehr den Pietismus zu Hilfe, bald setzte er das Gaukelspiel der Geistererscheinungen und des Magnetismus in Bewegung, um den betrogenen Fürsten für seine Pläne zu gewinnen. Bei allen diesen Scenen fand er an Gugumos, der unter dem Namen Pinetti dem Könige vorgestellt und zu seinem Hofphysikus ernannt worden war, einen eben so geschickten, als gewissenlosen Helfer. Derselbe war die eigentliche Seele dieser mystischen Intriguen, bei denen er jedoch wieder seine eigenen Zwecke verfolgte. Während Bischofswerder ihn zu benutzen glaubte, war er selbst wieder nur ein Werkzeug in der Hand eines schlaueren Meisters, der mit eben so großer Kühnheit als Verschlagenheit für seine ver-

borgenen Zwecke auf Befehl seiner unbekannten Oberen arbeitete.

Je näher ich mit ihm bekannt wurde, desto unheimlicher kam mir das Treiben des räthselhaften Abenteurers vor. Längst hätte ich mich von ihm losgesagt, aber leider war ich durch die stärksten Bande der Dankbarkeit und Liebe an ihn gefesselt. Was ich bisher erlangt, war ich einzig und allein ihm schuldig; ich fühlte mich ihm tief verpflichtet. Außerdem war mir seine Macht hinlänglich bekannt; er übte eine unbedingte Herrschaft über Jeden aus, der einmal in seinen Zauberkreis getreten war. Er war nicht nur der Vertraute des allmächtigen Bischofswerder's und Wöllner's, sondern auch der geheime Rathgeber der ebenso einflußreichen Madame Rietz. Ein Wort von ihm hätte hingereicht, mich zu verderben und alle meine Hoffnungen und Aussichten am Hofe zu vernichten. Aber mehr noch als durch diese Furcht beherrschte er mich durch seine geistige Ueberlegenheit. So lange ich in seiner Nähe war, machte er mich vollkommen zu seinem Sklaven; ich mußte thun, was er von mir verlangte. Er kannte meine geheimsten Gedanken, die leiseste Regung meiner Seele war ihm offenbar, so daß ich ihm unwillkürlich eine überirdische Gewalt über mich zuschreiben mußte. Ein unerklärliches

Grauen überfiel mich immer von Neuem in seiner Nähe und lähmte meine Willenskraft. Jeder Versuch, meine Ketten abzustreifen, scheiterte an seinem dämonischen Blick, an einem Wort seiner sanften und doch so ehernen Sprache. Zu dem Allen kam noch meine Liebe zu der reizenden Serena, die keineswegs durch unsere Trennung erloschen war. Ich fand sie noch immer leidend, aber schöner als je wieder. Die verzehrende Krankheit, von der sie ergriffen war, hatte zwar große Fortschritte gemacht, aber ihre innere Holdseligkeit nicht zerstören können. Die fieberhafte Röthe ihrer Wangen, der überirdische Glanz ihrer Augen, das entzückende Lächeln ihrer Lippen täuschten mich, wie alle Welt, über die Gefahr, in der sie sich befand. Nur sie selbst schüttelte melancholisch den blonden Lockenkopf, wenn ich mit ihr von der Zukunft sprach, von jener Zeit, wo ich sie die Meinige nennen würde.

„Ich werde nie Dein Weib werden", sagte sie sanft, aber bestimmt.

„So liebst Du mich nicht!" rief ich auffahrend.

„Ob ich Dich liebe!" antwortete sie mit einem Blick, vor dem mein Trotz dahinschmolz. „Aber meine Liebe ist frei von jedem irdischen Wunsch. Ich darf Dir nie angehören."

„Und wer hindert Dich daran? Sollte der Graf

es wagen, so würde ich Mittel haben, ihn zu zwingen."

„O! Du kennst ihn nicht. Er ist furchtbar; nur der Tod kann mich von ihm befrein."

„Sage mir, mit welchem Rechte er Dich hindern kann, die Meinige zu werden?"

„Frage mich nicht. Ich habe einen furchtbaren Eid geschworen, den ich niemals brechen kann."

„Er ist nicht Dein Vater."

„Forsche nicht, dringe nicht weiter in mich. Ich darf Dir doch nicht die Wahrheit sagen; ein Siegel ruht auf meinen Lippen, das der Tod selbst nicht zu lösen vermag. Ich würde nur Dich und meine arme Mutter unglücklich machen, wenn ich mein Schweigen brechen wollte."

„Aber er selbst hat mir Deine Hand zugesagt."

„Was thut er nicht, was hat er nicht schon gethan, um zu seinem Zwecke zu gelangen? Für ihn giebt es nichts Heiliges auf der Welt."

„Sollte es kein Mittel geben, Dich aus seinen Händen zu befrein?"

„Keines, als der Tod."

„Du wirst, Du darfst nicht sterben!" rief ich tiefbewegt, indem ich ihre glühenden Hände mit meinen heißen Küssen und Thränen überströmte.

„Ich fürchte nicht den Tod", lächelte sie sanft. „Er wird uns nicht scheiden, sondern für immer vereinigen. Siehst Du nicht den bleichen Jüngling mit den milden, barmherzigen Augen, wie er seine kühlende Hand auf das rastlose Menschenherz legt! Auf seinen Wink fallen die Schranken, welche die unsterbliche Seele von der schönen Heimath trennen. Schon streift sie die lästigen Bande ab; sie rüstet sich zum Fluge und entfaltet die goldenen Schwingen, die sie in das Jenseits tragen. Ich schwebe immer höher über den Wolken im reinsten Aether von Stern zu Stern, von Sonne zu Sonne, in Licht gebadet, von Sphärentönen umrauscht. Wer sind jene herrlichen Gestalten, Männer und Frauen in weißen, glänzenden Gewändern, mit Palmenzweigen in den schimmernden Händen? Sie winken mir, sie ziehn mich zu sich empor. Auf springen die Pforten des Allerheiligsten, wo der Vater mit dem Sohne auf erhabenen Throne sitzt, umgeben von den heiligen Schaaren der Cherubim und Seraphim. Die ewige Jungfrau winkt mir mit der weißen Hand; zu ihren Füßen sinke ich anbetend nieder, ich spüre ihren Kuß, der mich von allem irdischen Leid erlöst."

„Um des Himmels Willen! Du redest irre. Komm' zu Dir Serena!

Sie schlug die geschlossenen Augen wieder auf und

starrte mich erschrocken an. Der magnetische Zustand, in den sie von Zeit zu Zeit verfiel, war wieder vorübergegangen; nur eine gewisse Erregtheit erinnerte noch daran.

„Was ist geschehn?“ fragte sie mich, wie aus einem tiefen Schlaf erwachend.

„Du bist krank und hast mich durch Deine Phantasie erschreckt.“

„Ich bin nicht krank, sondern Du, die ganze Welt kommt mir krank und leidend vor. Es giebt Augenblicke, wo Du mir trotz meiner Liebe das schrecklichste Entsetzen einjagst. Dann sehe ich wie Deine arme Seele sich unter den schmerzlichsten Qualen windet und nach Erlösung ringt. O mein Freund! Du ahnst nicht die Leiden, welche Du mir verursachst. Ich liebe Dich und dennoch muß ich vor Dir schaudern.“

„Was hab' ich Dir gethan?“

„Mir nichts, aber Deine unsterbliche Seele kränkst Du mit jedem Tage auf's Neue; sie will sich erheben und Du ziehst sie zu Boden in den Schmutz, muthwillig befleckst Du ihre weißen Schwingen. Ach! ich höre ihre Klagen und Seufzer in stiller Mitternacht, ohne ihr helfen zu können. Ich habe nichts als meine Thränen und mein Gebet für sie.“

So sprach die kranke Serena mit mir in den sel-

tenen Stunden, wo uns Gugumos und ihre Mutter allein ließen. Meist jedoch waren wir beobachtet, so daß wir uns nur selten ungestört unterhalten konnten. Er hütete sie mit seinen dämonischen Blicken und übte auch über sie jene fast unnatürliche Herrschaft aus. Als geschickter Magnetiseur hatte er nach und nach die Kranke so weit gebracht, daß sie fast willenlos ihm gehorchte. Mit einigen magischen Strichen versenkte er sie in tiefen Schlaf, aus dem sie erst wieder erwachte, wenn er es ihr befahl. In diesem Zustande, den ich nur zu oft an ihr beobachtete, entwickelte Serena eine gewisse prophetische Sehergabe, die er ebenfalls zu seinen Zwecken benutzte. Er zwang sie, die Zukunft zu verkünden, wunderbare Angaben zu machen, durch die er sein Ansehn bei Hofe nur noch steigerte. Selbst der König war öfters Zeuge und Theilnehmer dieses Schauspiels, das auf seine, zum Mysticismus nur zu sehr geneigte Seele den tiefsten Eindruck machen mußte. Da das Wesen des Magnetismus damals eben erst entdeckt und noch mit einem dunklen Schleier verhüllt war, so kam noch der Reiz der Neuheit und der Heimlichkeit hinzu, um eine um so größere Wirkung hervorzubringen.

So schwer es auch sein mag, auf diesem dunklen Gebiet der Nachtseite der Natur Wahrheit von Lüge

und Betrug zu unterscheiden, so bin ich doch fest überzeugt, daß die arme Serena nie ihre Hand zu einer absichtlichen Täuschung des Königs geboten hat. Aber sie war ein Werkzeug in der Hand ihres gewissenlosen Tyrannen. Man weiß jetzt durch eine Reihe von fast unumstößlichen Beweisen und Erfahrungen, welche Macht ein kundiger Magnetiseur auf die mit ihm so innig verbundene Somnambüle ausübt, die mit seinen Sinnen sieht und der er seine eigenen Gedanken unterzuschieben im Stande ist. Ich habe hinlänglichen Grund zu vermuthen, daß Gugumos von dieser noch unerklärten Gewalt mehrfachen Mißbrauch gemacht haben mag und ein frevelhaftes Spiel zugleich mit dem gläubigen Monarchen und der willenlosen Serena getrieben hat, indem er ihr Worte und Prophezeiungen in den Mund legte, an die ihre schuldlose Seele nie gedacht. Auch sie wurde, ohne es zu wissen und zu ahnen, von ihm gemißbraucht und wirkte, wenn auch nur passiv, in dem Gaukelspiele mit, das mit dem arglosen, nur zu gutmüthigen Monarchen getrieben wurde.

Zu diesem Zwecke wurden förmliche magnetische Vorstellungen veranstaltet, wobei nur die Eingeweihten zugelassen wurden und jeder eine ihm zugetheilte Stelle übernahm. Die Leiter des Ganzen waren Gugumos und

der bereits geschilderte Kaufmann Oswald aus Breslau, ebenfalls ein geschickter Magnetiseur und bekannter Geisterseher. Sie waren hinlänglich vorbereitet und von Allem im Voraus unterrichtet, was der König zu wissen begehrte, da dieser meist mit Bischofswerder, der auch hier den Ungläubigen spielte, die zu stellenden Fragen vorher verabredete. Von ihm erhielten die Verschworenen die nöthigen Winke, um die zu gebenden Antworten darnach einzurichten. Die Wirkung des Schauspiels wurde wesentlich durch Serena's wunderbare Erscheinung erhöht. Sie lag, von dem gedämpften Lichte einer albasternen Ampel magisch beleuchtet, auf einem Lager von violettem Sammet, die zarten Glieder von einem weißen Gewande verhüllt. In langen Locken fiel das goldene, seidenweiche Haar über den schimmernden Nacken und den jungfräulichen Busen nieder, auf dem die gefalteten Hände ruhten. Ihre Augen waren geschlossen; sie schlief, oder schien zu schlafen; eine himmlische Ruhe lag über ihre lieblichen Züge ausgebreitet. Wer hätte daran denken können, daß ein solcher Engel täuschen sollte.

Der König war sichtlich tief ergriffen, von dem entzückenden Bilde, als er sie zum ersten Male sah.

„Wer ist das reizende Kind?“ fragte er voll Theilnahme.

„Meine Tochter", entgegnete der Abenteurer keck und ohne sich zu besinnen.

„Sagen Sie eine Abgesandte des Himmels", setzte der Schwärmer Oswald hinzu, indem er mit seinen verzückten Augen das holde Mädchen anstarrte. „Sie gehört zu den Auserwählten, deren sich der Herr bedient, um den erstorbenen Glauben wiederzubeleben."

„Sie halten sie für eine Prophetin?"

„Sie ist ein Werkzeug des Himmels, um das Herz der Majestät zu erwecken und in seinen guten Entschlüssen zu bestimmen."

„Wenn ich nur wüßte, ob ich trauen darf. Was meinen Sie, lieber Bischofswerder?"

„Ihre Majestät brauchen sie ja nur zu prüfen", entgegnete der schlaue Verräther.

„Wie soll ich das anfangen?"

„Stellen Sie ihr einige Fragen, deren Beantwortung nur dann möglich ist, wenn sie die geheimsten Vorgänge und Gedanken Ihrer Majestät kennt."

„Sie haben Recht. Ich will sogleich einen Versuch machen."

Der König wandte sich hierauf an die schlummernde Serena, indem er sich zu ihr niederbeugte.

„Mein Kind!" fragte er sie leise, „Wer bin ich?"

„Der mächtige Herr dieses Landes."

„Du weißt, daß Du mir Gehorsam und Wahrheit schuldig bist. Du wirst nicht versuchen, mich zu täuschen.“

„Ich lüge nicht“, antwortete sie fast unwillig, mit dem Tone der gekränkten Unschuld.

„Ist Dir die Vergangenheit, wie die Zukunft offenbar?

„Mein Auge sieht in die dunkle Vorzeit wie es durch den Schleier der kommenden Tage dringt.“

„So verkünde mir die letzten Worte, welche mein sterbender Vater an mich gerichtet hat!“

Einen Augenblick schien sich die Somnambüle zu besinnen; sie zögerte, ehe sie Antwort gab.

„Warum redest Du nicht?“ fragte der König erwartungsvoll.

„Wir sind nicht allein.“

„Sprich ungescheut! Alle Welt darf es wissen, was bisher mein Geheimniß war.“

Sie schwieg noch immer, bis Gugumos ihr näher trat und mit seinen Händen einige Striche leise in der Luft über ihren Körper führte, wobei er seine durchdringenden Blicke fest auf sie gerichtet hielt. Unter dem Einflusse seiner magnetischen Berührung belebte sich ihr bleiches, bisher starres Gesicht, ihre Züge nahmen einen traurig-wehmüthigen Ausdruck an, das

tonlose Flüstern ihrer Stimme erhob sich zu einem rührenden, ergreifenden Pathos.

„Ich sehe“, sagte sie im festen Tone, „einen schönen, traurigen Herrn, der sich, fast sterbend, auf die Terrasse seines Schlosses tragen läßt. Sein Herz ist ihm gebrochen vor Gram und Schmerz wegen einer unverdienten Beschuldigung. Wie krank und elend er aussieht! Neben ihm steht ein blühender, fürstlicher Jüngling, sein Sohn, von dem er Abschied nimmt. Jetzt faßt er seine Hand, er will sprechen, aber Thränen ersticken seine schwache Stimme.“

„Weiter, weiter!“ rief der König voll Bewunderung. Wie lauten die Worte des Sterbenden?“

„Endlich' rafft dieser seine letzte Kraft zusammen, um den trauernden Sohn folgendermaßen anzureden: „Ein frühzeitiger Tod raubt mir die Hoffnung und das Glück, mein Dasein Deiner Ausbildung und dem Wohle des Vaterlandes zu widmen. Sieh' diese blühende Stadt zu Deinen Füßen! Wenn Dich das Schicksal eines Tages zu der gefährlichen Ehre berufen sollte, ihr Herrscher zu werden, so denke stets daran, daß Deine Gerechtigkeit die bedrückte Unschuld beschützen, Deine Güte die Noth und das Elend der Unglücklichen lindern, Deine Wohlthätigkeit die Thränen der Armuth trocknen, Deine väterliche Sorge Dir die Liebe und

Dankbarkeit Deiner zukünftigen Unterthanen erwerben soll."

„Genug!" rief der König tief erschüttert aus. „Ich glaube Dir, daß Du ein Bote des Himmels bist. Das waren die Worte, welche mein armer Vater zu mir sprach."

Seit diesem Tage schenkte er Serena, oder vielmehr dem Magnetismus seinen unbedingten Glauben. Bei allen wichtigen Angelegenheiten wurde sie von ihm befragt. Freilich hatte der betrogene Gebieter keine Ahnung, daß Bischofswerder vor längerer Zeit diesen Vorfall von ihm selbst erfahren und Gugumos mitgetheilt, der ihm wieder der Somnambüle vermöge der ihm innen wohnenden Kraft in den Mund gelegt. Sie war der Kanal, durch den die Verschworenen auf den König wirkten, das Orakel, das er bei den wichtigsten Angelegenheiten um Rath fragte und dessen Aussprüche von ihm meist blindlings befolgt wurden. Aber nicht immer gelang es Gugumos, diesen schrecklichen Einfluß auf die Kranke auszuüben; es gab Tage und Stunden, wo sie minder empfänglich sich seiner Herrschaft entzog und die schuldvolle Seele die ihr aufgelegten Bande sprengte. Wenn dieser Fall eintrat, suchte er sie durch List und Gewalt zu zwingen und sie für seine verrätherischen Pläne gefügig zu machen.

Was sie ohne Bewußtsein im magischen Schlafe that, sollte sie dann bewußt und als offenbare Lügnerin ihm ausführen helfen; aber seine Ueberredungskraft scheiterte an ihrer Reinheit. Mitten in diesem Getriebe der raffinirtesten Heuchelei, des empörenden Betruges blieb sie allein unberührt von der allgemeinen Fäulniß. Jede derartige Zumuthung wies sie mit der größten Entschiedenheit zurück; vor dem Engel des Lichts mußte der dämonische Versucher verstummen, hier hatte seine Gewalt ein Ende.

Was mich vorzugsweise an Serena fesselte und immer wieder zu ihr führte, war die sittliche Kraft und Reinheit ihrer ganzen Erscheinung. So lange ich in ihrer Nähe war, fühlte ich mich besser und durch sie gehoben. Aus der verpesteten Luft des Hofes und meiner Umgebung flüchtete ich zu ihr wie in eine reinere, gesündere Atmosphäre. Die wenigen Augenblicke, welche mir vergönnt waren, bei ihr zuzubringen, waren eine wahrhafte Erquickung für mich; ich fühlte, daß ich noch nicht ganz gesunken war, da sie mich liebte. Vor ihr schüttete ich mein bedrängtes Herz aus, ihr gestand ich meine Fehler, vor ihr gelobte ich, mich zu bessern, wenn mir auch noch die Kraft fehlte, mein Versprechen zu halten und mich aus dem Labyrinth, in das ich gerathen war, zu retten. Durch sie

lernte ich den Werth der Unschuld und einer edlen Frauen-
natur kennen, wenn ich mich auch nie zu ihrer Höhe
aufzuschwingen vermochte. Serena gehörte ganz und
gar zu jenen idealen Erscheinungen, welche man, wenn
überhaupt auf dieser Erde, nur noch bei den Frauen
findet. Scheint es doch, als ob die weibliche Natur,
an und für sich feiner organisirt und ihre Ursprüng-
lichkeit treuer bewahrend, sich von den Fesseln des
Irdischen und dem Drucke der Alltäglichkeit leichter
zu befrein und einen höheren Aufflug nach den himm-
lischen Regionen zu nehmen vermag, als der durch
hundertfältige Bande an die Erde gefesselte Mann. Nie
habe ich diese Richtung nach dem Höheren klarer aus-
gesprochen und mehr entwickelt gefunden, als in Serena,
die kaum noch dieser Welt angehörte. Alles an ihr
erinnerte an jene wunderbaren Gebilde der dichterischen
Phantasie, die mit der rauhen Wirklichkeit nichts zu
schaffen haben und die nur dann und wann wie ein
flüchtiger Schatten an uns vorüberschweben, um uns
an die Göttlichkeit unserer ursprünglichen Natur zu
mahnen. Wenn sie ihr sinniges Auge, blau wie der
reinste Himmel, auf mich richtete mit einem Blicke
voll unerschöpflicher Güte und unergründlicher Liebe,
wenn ich den aus der Tiefe des Herzens hervor-
strömenden Silberton ihrer Stimme hörte, ihr kind-

liches und doch so heiliges Lächeln sah, ihren unschuldvollen und wieder so geheimnißreichen Reden lauschte, überkam mich unwillkürlich ein Gefühl, als müßte ich niederknien und aus innerster Seele beten. Aber zugleich faßte mich eine tiefe Wehmuth, eine unerklärliche Trauer; denn ich empfand es auch, daß die Schönheit nicht für diese Welt geschaffen, daß ihr Bleiben nicht hienieden sein konnte. Wie die Blüthe einer besseren Zone sah ich sie dahinwelken, während sie sterbend die süßesten Düfte aushauchte.

Es würde ein vergebliches Bemühn sein, den unaussprechlichen Reiz zu schildern, der die rührende Gestalt umgab; noch weniger dürfte es mir gelingen, den Zauber ihrer Worte darzustellen. All' ihre Gedanken und Empfindungen hatten mit der gemeinen Wirklichkeit keine Berührung, sie schwebten wie der Paradiesvogel, von dem man sagt, daß er sich nirgends niederläßt, in dem reinen Aether der Poesie. Sie selbst war ein verkörpertes Gedicht und was sie dachte und sprach, Gebet und Lied, mochte sie mit mir von unserer Liebe reden, von dem Lande ihrer Sehnsucht, oder von dem Tod, in dem sie nun den Engel der Erlösung sah. Aber auch wenn sie sich herabließ in die niedere Region, wo ich mit meiner Schuld und Reue wandelte, bewahrte sie jenen Adel

ihrer reinen Gesinnung. Sie tröstete, stärkte und erhob mich, indem sie den Frieden und die Ruhe ihrer eigenen schuldlosen Brust in meine zerrüttete Seele ausströmte. So lange ich bei ihr war, mit ihr dieselbe Luft athmete, wichen die bösen Geister vor ihrer beseligenden Nähe zurück, verstummte der Ehrgeiz und die gemeine Genußsucht, von der ich angesteckt war.

Noch bleibt es mir ein unerklärliches Räthsel, woher sie das Verständniß für alle Verhältnisse des Lebens nahm, denen sie selbst doch so fern stand. Ich bin berechtigt zu glauben, daß sie in der That jenen prophetischen Instinkt besaß, der in unserer glaubensarmen Zeit nur noch selten angetroffen und auch da, wo er sich vorfindet, meist angezweifelt wird. Auch diese außerordentliche Gabe scheint heut zu Tage nur noch im Besitz der Frauenwelt zu sein, welche unmittelbarer empfindet und fühlt, als die vielfach getrübte und abgezogene Seele des Mannes. Es gab Augenblicke, wo Serena, ohne daß sie sich in einem übernatürlichen Zustande oder magnetischen Schlaf befand, mit einer bewunderungswürdigen Klarheit in die Zukunft blickte und die kommenden Ereignisse mit ihrem Seherblicke durchschaute und verkündete. Vielleicht war es die Liebe und Sorge um mein Schicksal, die ihr Auge schärften, oder jene krankhafte Reiz-

barkeit ihres Nervensystems; vielleicht auch die Nähe des Todes, die einzelnen bevorzugten Geister im Erlöschen einen vorauseilenden Blick in die dunkele Ewigkeit gestattet. Was es auch war, Serena erschien mir als ein Wesen höherer Art, als eine Heilige, der ich mich nur mit andächtiger Zärtlichkeit und inniger Verehrung näherte. Ich liebte sie, aber so oft ich mit ihr von meiner Liebe sprach, von jener Zeit, wo ich sie einst als mein Weib heimzuführen gedachte, schüttelte sie ernst den Kopf.

„Das wird nie geschehn", sagte sie traurig. „Die bräutliche Myrthe blüht nicht für mich. Ich bin nicht bestimmt, einen Mann zu beglücken. Mein Haus steht nicht auf dieser Erde, wie der geheimnißvolle Lotos schaukeln mich die Wellen; ich habe keine Wurzeln, um mich festzuhalten. Ich bin wie der Sohn Gottes, der weder Mutter noch Geschwister kennen wollte und nicht hatte, wohin er sein Haupt legen sollte."

„Mein Herz wird Deine Heimath sein."

„Dein Herz", lächelte sie sanft, „Dein Herz wird mich vergessen, ehe der Rasen auf meinem Grabe grünt."

„Du thust mir weh'. Ich schwöre Dir" —

„Schwöre nicht! Du darfst nicht schwören; denn die nächste Stunde würde Dich schon lügen strafen. O! ich kenne Dich und weiß, daß Du mich liebst,

aber was ist die irdische Liebe im Vergleiche mit jener göttlichen, von der Du keine Ahnung hast. Du hälst einen Kieselstein für einen Demant; wenn Du aber Deinen Irrthum gewahrst, wirst Du ihn wegwerfen. Das Leben ist ein Verräther, nur der Tod ist treu. Im ewigen Wechsel kreis't das Blut durch Deine Adern und jede neue Welle entführt Deine Entschlüsse und Gedanken."

„Du hast vielleicht ein Recht mich zu verdammen, aber ich fühle die Kraft und den Willen in mir, Dich zu verdienen. Nur Du allein kannst mich aus dem Abgrund retten."

„Nicht ich, noch irgend ein anderer Mensch, sondern Deine eigene bessere Natur. Aber erst muß das Feuer der Prüfung über Dich kommen und Dich läutern. Armer Freund! Ich möchte Dir so gerne helfen und kann es nicht. Nur beten will ich um Erlösung für mich, um Wiedergeburt für Dich. Je eher ich von Dir scheide, desto früher wirst auch Du genesen. Ich fühle es, daß mein Tod Dir mehr nützen wird, als mein Leben. Ich will Dein Schutzgeist sein und Dich umschweben; die Erinnerung an mich wird Dir die nöthige Kraft geben."

„Du weißt nicht, wie mich Deine Worte schmerzen. Warum sehnst Du Dich nach dem Tode?"

„Weil in ihm Wahrheit ist; alles Uebrige nur Lüge.“

In diesem Augenblicke trat Gugumos in das Zimmer, unser Gespräch verstummte wie gewöhnlich, wenn er sich zeigte. Mit einem mißtrauischen Blicke auf die Kranke, forderte er mich auf, ihn zu begleiten. Ich hatte nicht den Muth, bei Serena zu bleiben; denn noch immer beherrschte mich der räthselhafte Abenteurer, obgleich ich ihn längst durchschaut hatte.

II.

Die Rosenkreuzer.

Eine Zeit lang gingen wir stumm nebeneinander her; Keiner von uns Beiden wollte das Schweigen brechen und doch fühlte ein Jeder, daß es zwischen uns zu einer Erklärung kommen mußte.

„Du vermeidest mich“, begann der Graf nach einer Pause. „Was hast Du gegen mich?“

„Ich will nicht länger“, entgegnete ich gereizt, „ein Werkzeug Ihrer geheimen Pläne sein. Ich gestehe Ihnen offen ein, daß die mir zugetheilte Rolle mich anwidert.“

„Hast Du mir nicht blinden Gehorsam gelobt? Was Du bisher erreicht hast und geworden bist, hast Du einzig und allein mir zu verdanken.“

„Aber mein Gewissen sträubt sich gegen das System von Lügen und Täuschungen, mit denen ich

den besten König umgeben sehe. Ich bereue es, daß ich selbst daran Theil genommen. Die öffentliche Meinung verdammt unser verderbliches Treiben."

„Seit wann", fragte Gugumos ironisch, „ist Dein Gewissen so zart geworden? — Thoren und Schwachköpfe fragen nach der öffentlichen Meinung, die der Weise verachtet. Die Stimme des Volkes, oder vielmehr des Pöbels gleicht dem Rauschen der Welle und ist von jedem Winde abhängig. Die Zahl der Eingeweihten war zu allen Zeiten nur klein. Du willst zu ihnen gehören und achtest noch auf das Geschwätz des blinden Haufens."

„Mein eigenes Gefühl warnt mich vor dem Gaukelspiel, das hier getrieben wird."

„Was Du Gaukelspiel nennst, ist nur die Form und äußere Hülle des Gedankens. Die reine Wahrheit ist nicht für das blöde Menschenauge; sie muß einen Schleier vornehmen, wenn sie auf dieser Welt erscheinen will. Das edle Gold bedarf der Legirung; es ist zu weich, um geformt zu werden. Das wußten die Gesetzgeber und Stifter jeder Religion; sie umgaben sich mit Wundern und Ceremonien, um ihren Lehren Eingang zu verschaffen."

„Aber auch ohne Ceremonie und Wunder waren ihre Lehren gut und für die Menschheit heilsam."

„Und wer sagt Dir, daß unser Ziel minder heilsam und nützlich für die Menschheit sei? — Glaubst Du, daß wir nur unsere egoistischen Zwecke verfolgen? Wenn daß der Fall wäre, so hättest Du ein Recht uns zu verdammen.“

„Noch bin ich nicht von dem Nutzen überzeugt, den wir der Welt bringen.“

„So höre mich, bevor Du urtheilst. Ich wollte Dich schon längst in unsere geheimsten Absichten einweihn, aber die Zeit schien mir noch nicht gekommen. Ich habe Dich im Stillen beobachtet, in Deiner Seele gelesen. Du bist in jenes Stadium getreten, das jeder denkende Mensch einmal erreicht. An die Stelle des kindlichen Glaubens ist auch bei Dir der nagende Zweifel getreten. Ich sah Dich kämpfen und ringen, aber ich hielt es für besser, Dich Dir selbst zu überlassen. Der kluge Arzt beobachtet nur den Kranken, ohne gewaltsam einzugreifen, wenn die Naturkraft mit dem Tode ringt. Er begnügt sich nur dem Organismus zu Hilfe zu kommen, Schädlichkeiten abzuhalten und die früher oder später eintretende Krisis zu leiten. Dasselbe Verfahren habe ich auch bei Dir eingehalten. Aber jetzt ist der Moment gekommen, um Dir beizuspringen und Dich aufzuklären.“

„Wenn es Ihnen gelingen sollte, mich zu heilen

und jenen inneren Zwiespalt zu lösen, der mich schwer bedrückt, so werde ich Ihnen ewig dankbar sein."

„Ich will es versuchen und hoffe, daß es mir gelingen wird", entgegnete Gugumos mit der ihm eigenen Zuversicht.

„Unser Jahrhundert", fuhr er mich belehrend fort, „verfolgt eine einseitig materielle Richtung nach allen Seiten hin. Eine zersetzende Philosophie droht die gesellschaftliche Ordnung gänzlich aufzulösen, alles Bestehende in Frage zu stellen. Blicke um Dich und Du siehst wie in Frankreich der Thron unter den Angriffen dieser Neuerer zusammenbricht, wie an allen Orten der Glaube und das religiöse Gefühl des Volkes täglich immermehr schwindet. Bald giebt es nichts Heiliges, nichts Ehrwürdiges mehr in der ganzen Welt. Damit verbunden geht die sittliche und moralische Auflösung des Staates Hand in Hand. Hat es je eine Zeit gegeben, wo das Familienband mehr gelockert war, wo jedes Laster ungescheuter sein Haupt erhob? Die Religion hat ihr Ansehn verloren und bietet keinen Schutz gegen das allgemeine Verderben. Die Priester werden verspottet und sind nicht frei von der Ansteckung. Die Vornehmen überlassen sich in ihrer Verblendung einer raffinirten Genußsucht und tragen selbst dazu bei, den Glauben an

jede Autorität zu vernichten. Ein philosophischer König, ausgezeichnet durch Heldenmuth und Genie, unterstützte durch sein eigenes Beispiel diese schädliche Richtung, indem er seine eigenen frivolen Grundsätze den Unterthanen einimpfte, dem Unglauben und dem Materialismus Thür und Thor öffnete. Die Wirkung dieses schädlichen Systems konnte nicht ausbleiben. Kein einsichtsvoller Mann wird es leugnen wollen, daß wir am Rande des Abgrunds stehn, daß die Stützen, worauf der Staat zu allen Zeiten ruht, untergraben sind und wanken. Antworte mir, ob ich übertrieben, ob ich die Farben dieses Gemäldes zu düster gewählt habe?"

Leider mußte ich ihm zugeben, daß er nur die lautere Wahrheit gesprochen. Wer wie ich die damaligen Berliner Zustände so genau kannte, mußte dem Redner beistimmen. In allen Klassen der Gesellschaft herrschte ein hoher Grad von Sittenverderbniß, die sich bis zur offenen Liederlichkeit steigerte. Wenige Familien bewahrten noch ihre frühere Reinheit; Verführung, Ehebruch, selbst schwere Verbrecher aller Art gehörten zu den gewöhnlichen Ereignissen, welche in der Gesellschaft in einem gleichgiltigen, frivolen Tone besprochen wurden und, statt Abscheu zu erregen, sogar Entschuldigung und Vertheidiger fanden.

„Woher soll aber die Rettung kommen?" fragte ich, unwillkürlich von der traurigen Schilderung tief ergriffen, in der ich meine eigene innere Zerüttung wiederfand.

„Die Rettung und das Heil kommt von Oben!" entgegnete feierlich der Graf. Nur die Religion und der Glaube vermögen ein solches Wunder zu bewirken. Das haben jene Männer erkannt, die in der Nähe Friedrich Wilhelm's des Zweiten leben. Er selbst wurde durch seinen glücklichen Instinkt geleitet, die Fehler seines Vorgängers zu vermeiden und eine entgegengesetzte Bahn einzuschlagen. Es galt, nur ihn in seinem guten Vorhaben zu bestärken, ihn für das große Werk dauernd zu gewinnen. Wer ein so hohes Ziel verfolgt, darf vor den Mitteln nicht zurückschrecken. Höhere Geister haben ein Recht, die gewöhnlichen Begriffe von Moral und Tugend zu erweitern, sie dürfen und müssen zuweilen die Schranken durchbrechen, welche nur für alltägliche Menschen aufgerichtet sind. Jene Männer, zu denen ich auch mich zählen darf, haben nur gethan, was die Nothwendigkeit ihnen auferlegte. Was Du und unsere Gegner Täuschung und Betrug nennen, ist in den Augen der Erleuchteten erhabene Vernunft und höchste Frömmigkeit. So handelten die Propheten und Apostel, wenn sie zu den Königen und Völkern im Namen Gottes sprachen. Sie thaten Wun-

der und weckten die Todten aus dem Grabe auf, sie ließen die Geister der Abgeschiedenen erscheinen, um für sie zu zeugen. Auch sie benutzten nur das Wunder, um sich Glauben zu verschaffen, um die heilige Lehre zu verbreiten."

„Aber auf ihnen ruhte der Geist des Herrn."

„Auch wir sind nur seine Streiter, berufen seinen Willen zu vollbringen. Um ihn tragen wir den Spott und Hohn der Welt, für ihn werden wir von den Ungläubigen verachtet und verlacht. Ist es nicht leichter, der allgemeinen Strömung zu folgen und sich von ihr tragen zu lassen, als sich ihr entgegenzustellen und ihren wilden Anprall auszuhalten? Sieh' wie klein unser Häuflein ist, und doch trotzen wir einer Welt, weil der Herr mit uns ist und unser Bewußtsein uns stark macht. Wir kämpfen gegen den mächtigsten Gegner, gegen den Geist der Zeit, gegen die Pest der Aufklärung, da dürfen wir nicht wählerisch sein, wir müssen zu jeder Waffe greifen, jeden Mitstreiter willkommen heißen. Es gilt die Welt aus den Klauen des Bösen zu befreien, die tief verderbte Gesellschaft zu retten. Da können wir nicht immer nach dem reinsten Mittel greifen. Oft sieht sich der Arzt genöthigt, den giftigen Krankheitsstoff durch das Gift seiner Medizin zu zerstören. Willst Du uns verdenken, daß wir seinem Beispiel folgen?"

„Ich kann nur nicht glauben, daß die Aufklärung der Grund aller gegenwärtigen Uebel sei, wie Sie vorgeben.“

„Auch Du“, erwiderte Gugumos mit gesteigertem Eifer, „läßt Dich von dem äußeren Scheine blenden. Die sogenannte Aufklärung, die sich mit stolzem Munde ihrer Werke rühmt, ist der Grundquell des Bösen, die einzige Ursache des heutigen Verderbens. Unter dem Vorgeben, das Volk zu erleuchten, ist sie zum Irrlicht für die Menge geworden, welche sie auf Abwege in den Sumpf der allgemeinen Verderbniß lockt. Sie giebt für den festen Glauben ein unsicheres Halbwissen, weit schlimmer als Unbildung und selbst geistige Rohheit. Dünkel, Eitelkeit und Selbstüberhebung sind ihre Folgen; wie Unkraut wuchern aus dem von ihr gedüngten Boden der Laster zahlloses Heer. An die Stelle des Gehorsams tritt die Auflehnung gegen alle menschlichen und göttlichen Gebote; denn die Aufklärung lehrt ja, daß es keinen Gott giebt, daß die Religion nur eine Erfindung der Priester sei, um die Menschheit zu knechten. Wer fürchtet noch den Himmel, wenn ihm die Aufklärung sagt, daß er leerer Dunst sei? Wer bebt vor dem Donner und dem göttlichen Blitz, seitdem die Aufklärung ihre Blitzableiter aufgerichtet und den strafenden Arm des ewigen Richters aufzuhalten sich

vermißt? Wer glaubt noch an eine göttliche Gerechtigkeit, an Lohn und Strafe für begangene Sünden, wenn die Aufklärung beweist, daß das Jenseits nur ein Traum phantastischer Schwärmer und schlauer Betrüger sei? — Ungescheut erhebt das Verbrechen sein Haupt, so lange es nur dem irdischen Richter zu entgehn weiß. Aber selbst das Gesetz des Staates wird durch die Aufklärung gefälscht und herabgewürdigt. Unter dem Deckmantel des Fortschrittes und der Humanität verführt sie die Gerechtigkeit selbst zur unzeitigen Milde und strafbaren Nachsicht. Die Heiligkeit der Ehe und Familie, die Liebe der Gatten, Eltern und Kindern gelten nur noch für Zeichen einer erbärmlichen Schwäche und geistiger Beschränktheit; denn die Aufklärung lehrt uns, daß wir nur unsern Trieben und Leidenschaften zu folgen haben, um glücklich zu sein, daß es kein anderes Gesetz giebt, als unser Interesse, keine Rücksicht, als unser Vortheil. Was ist die Liebe? — Eine Fiction, eine eitle Chimäre — nur ein gewählteres Wort für unsere Sinnlichkeit und Genußsucht. Fort mit jeder Scham! Das Erröthen der Jungfrau ist nur ein physiologischer Vorgang der Nerven und des Blutes, das seligste Gefühl Deines Herzens nur ein verborgener Wollustkitzel! Du liebst Deine Eltern aus Eigennutz, Deine Kinder aus Eitelkeit. Die höchste Tugend ist

der feinste Egoismus und die Selbstsucht unser Aller Gott."

„Halten Sie ein!" rief ich entsetzt.

„Du schauderst mit Recht", entgegnete er, sein durchdringendes Auge auf mich gerichtet, mit triumphirendem Lächeln. „Du siehst das Elend und willst doch die rettende Hand zurückstoßen, die Helfer von Dir weisen, weil Du sie und ihre Absichten nicht kennst, weil Du Grund zu haben glaubst, ihnen zu mißtrauen. Darf der Schiffbrüchige fragen, ob der Mann, welcher ihm die Hand entgegenstreckt, seinen Glauben, seine Grundsätze, seine Philosophie theilt? Wo es sich um Leben oder Tod, um Sein oder Nichsein handelt, bleibt uns keine Wahl. Die Vorsehung bedient sich oft des schlechtesten Werkzeugs, um ein gutes Werk zu thun. Willst Du sie meistern und ihr vorschreiben? Thörichter Knabe! Kennst Du mich, weißt Du, wer ich bin und was ich will? Du stehst kaum auf der Schwelle des Lebens und wagst es, Männer zu beurtheilen, die bereits das höchste Ziel erreicht haben. Geh' hin, verrathe Deinen Wohlthäter, Deinen besten Freund, weil Du ihn nicht begreifen kannst!"

„Ich werde Sie nicht verrathen", antwortete ich erschüttert; „aber ich vermag Ihnen eben so wenig länger zu folgen."

„Wer nicht für mich ist, ist gegen mich", sprach Gugumos stolz aufgerichtet. „Entweder bist Du unser Freund, oder unser Feind. Du darfst nicht mit demselben Munde kalt und warm blasen. Ich könnte Dir drohen, aber ich will Dich nur überzeugen. Du hast die Wahl, zwischen dem Verderben und dem Heil, zwischen der Ordnung und der Zerstörung, zwischen Gesundheit und Krankheit, zwischen Tod und Leben. Entscheide Dich!"

Noch einmal siegte die unwiderstehliche Beredsamkeit des wunderbaren Mannes über meine bessere Ueberzeugung, da ich nicht im Stande war, seine theils richtigen, theils sophistischen Gründe zu widerlegen. Die Macht seiner bedeutenden Persönlichkeit vollendete seinen Triumph über mich; statt, wie ich ursprünglich beabsichtigte, mich von ihm zu trennen, schloß ich mich nun fester an ihn an, bereit, ihn in allen seinen Plänen zu unterstützen. Wir waren während unseres Gespräches in die Nähe des Palastes gekommen, den Madame Rietz unter den Linden bewohnte.

„Wir haben heute", belehrte mich Gugumos, „eine wichtige Sitzung, an der Du theilnehmen sollst. Es handelt sich darum, den König zu neuen Maßregeln gegen die Illuminaten zu bestimmen. Er ist in der letzten Zeit schwankend geworden, so daß Bischofswerder

und Wöllner für ihr Ansehn fürchten; auch der Einfluß der Gräfin droht unter dem Verhältniß, das er mit der Gräfin Voß eingegangen, zu leiden. Wir müssen zu unserem alten Mittel unsere Zuflucht nehmen, wobei wir Deine Hilfe nicht entbehren können."

„Also wieder der Hokuspokus der Geistererscheinungen, der mich anwidert."

„Es bleibt uns nichts übrig, als seine Schwäche zu benutzen. Wo Gründe nicht ausreichen, muß das Vorurtheil helfen; wo die Vernunft nicht wirkt, müssen wir zum Wunder greifen. Alles, was wir thun, geschieht ja nur für die heilige Sache, in majorem Dei gloriam, zu Gottes Ehre und Preis."

„Und welche Rolle soll ich wieder bei diesem frommen Betruge spielen?"

„Dies Mal wirst Du den Philosophen Leibnitz vorstellen, den der König zu sehn wünscht. Alle Vorbereitungen sind bereits von mir getroffen. Du findest Maske, Perrücke und Kleidung ganz genau nach dem Bilde des bekannten Philosophen vor. Ich brauche Dir nicht erst die größte Vorsicht und Sorgfalt einzuschärfen. Je größer die Aehnlichkeit, desto sicherer ist unser Erfolg."

In einem abgelegenen Hinterzimmer des Palastes fanden wir bereits die Oberen der Rosenkreuzer versammelt, zu denen außer Bischofswerder und Wöllner

noch die Herren Hermes, Oswald und Hilmer gehörten; mitten unter ihnen saß Madame Rietz, welche dies Mal mit der frommen Clique Hand in Hand ging, da sie dieselben Interessen hatte. Alle warteten auf Gugumos, der, gleichsam als oberster Lenker und Maschinenmeister, die Fäden der ganze Intrigue in Händen hielt.

„Endlich!“ rief ihm Madame Rietz entgegen. „Wir fürchteten, daß Sie nicht mehr kommen würden.“

„Habe ich je mein Wort gebrochen?“ entgegnete er, galant die ihm entgegengehaltene Hand küssend, doch wir haben keine Zeit zu verlieren. Wir wollen die Sitzung sogleich beginnen.“

„Soll hier unser junger Freund“, fragte der vorsichtige Bischofswerder, „daran Theil nehmen?“

„Ich bürge für seine Verschwiegenheit“, antwortete mein Begleiter.

„Und ich für seinen Gehorsam, setzte meine Beschützerin hinzu. „Er hat die Probe mehrfach bestanden. Wir bedürfen einer so frischen, jugendlichen Kraft.“

Ohne weitere Umstände wurde ich hierauf zu dem geheimen Rathe zugelassen, der hier abgehalten wurde und wobei Gugumos den Vorsitz führte. Sämmtliche Mitglieder waren durch ihren Vortheil miteinander verbunden, obgleich sie in ihren Meinungen und Zwecken wesentlich von einander abwichen. Während die frühere

Geliebte des Königs nur daran dachte, ihren wankenden Einfluß zu befestigen und für ihre Zukunft zu sorgen, verfolgten Bischofswerder und die ihm ergebenen Rosenkreuzer ein tiefer liegendes Ziel, indem sie nicht nur sich die Herrschaft sichern, sondern auch ihre Grundsätze und Ueberzeugungen zur Geltung bringen wollten, von denen sie allein in ihrer Beschränktheit das Heil der Welt erwarteten. Ueber dem Gewirre dieser sich kreuzenden Interessen stand der räthselhafte Gugumos, die verschiedenen Parteien beherrschend und abwechselnd benutzend, eingeweiht in ihre Pläne, ohne daß er ihnen den geringsten Blick in sein verborgenes Treiben gestattete. Alle ohne Ausnahme erkannten seine geistige Ueberlegenheit an, die er jedoch geschickt unter einer angenommenen Bescheidenheit zu verbergen wußte. Es mußte für den unbefangenen Beobachter ein ebenso interessantes, als lehrreiches Schauspiel sein, zu sehn, wie diese frommen Höflinge, das innigste Einverständniß heuchelnd, sich gegenseitig auszuhorchen, zu täuschen und zu hintergehn suchten. Weibliche List, pfäffische Schlauheit, höfische und diplomatische Gewandheit stritten miteinander um den Sieg und kämpften um den Vorrang. Jeder belog den Andern und Keiner glaubte seinem Nachbar, die Worte wurden gewogen, geprüft, oft ein geheimer Sinn hineingelegt oder heraus-

gedeutelt, Blicke und Mienen scharf beobachtet, die leiseste Bewegung bemerkt und kommentirt. Madame Rietz wollte Bischofswerder aushorchen, um zu erfahren, wie weit sie auf ihn zählen durfte, während der Günstling sich sorgfältig hütete, seine Gedanken zu verrathen, je mehr er bemüht war, die ihrigen zu enthüllen. Das ganze Treiben ekelte mich an und erweckte nun von Neuem das alte Bedenken und den kaum niedergekämpften Widerwillen. Nur Graf Gugumos flößte mir durch seine Haltung ein Gefühl von Bewunderung, aber auch zugleich von Grauen ein; ich erkannte wieder die dämonische Gewalt, womit er mich und Alle, die sich ihm nur näherten, vollkommen an sich fesselte.

„Wir dürfen nicht länger zögern", sagte er, nachdem er die verschiedenen Meinungen angehört und geprüft. „Es gilt einen entscheidenden Schritt gegen unsere Feinde zu thun. Darüber sind wir Alle einig. unsere Meinungen dürften nur über den einzuschlagenden Weg abweichen."

„Ich denke", entgegnete der vorsichtige Bischofswerder, „daß eine eindringliche Vorstellung hinreichen wird."

„Und ich habe", setzte Wöllner hinzu, „zu diesem Zwecke eine ausführliche Denkschrift aufgesetzt, die ich morgen Seiner Majestät zu überreichen gedenke."

„Die er jedoch aus Trägheit nicht lesen wird“, bemerkte Gugumos mit ironischer Schärfe.

„Sollte der geistliche Zuspruch nicht ausreichen?“ fragte der Hofprediger Hermes in salbungsvollem Tone. „Das Wort des Herrn hat schon die größten Wunder bewirkt.“

„Leider ist das Mittel zu verbraucht“, entgegnete der Graf. „Es bleibt uns nichts übrig, als den stärksten Reiz anzuwenden, wenn wir Eindruck machen wollen.“

„Sie wissen“, wandte Bischofswerder ein, „daß das Nervensystem des Königs äußerst reizbar ist.“

„Um so empfänglicher wird er für die ihm zugedachten Erscheinungen sein. Ich verpflichte mich, daß seine uns Allen so theuere Gesundheit nicht den geringsten Schaden leiden soll. Ich werde die nöthigen Vorsichtsmaßregeln treffen und stehe für den Erfolg; wogegen Herr von Bischofswerder es übernehmen wird, uns mit seinen Wünschen bekannt zu machen.“

„So viel ich“, antwortete dieser, „aus meinem letzten Gespräche mit ihm entnehmen kann, hat der König außer dem schon oft geäußerten Wunsch, den Geist des Philosophen Leibnitz zu sehn, noch die Sehnsucht, die Bekanntschaft des großen Cäsar's zu machen.“

„Das wird nicht schwer halten. In einigen Tagen

bin ich im Stande, die täuschende Maske des berühmten Römers mir zu verschaffen."

„Wer aber soll die Rolle übernehmen?"

„Hier unser junger Freund, Baron Hohenheim. Ich werde die ihm nöthigen Anweisungen ertheilen und ihm sagen, wie er sich dabei zu benehmen hat. Er ist kein Neuling mehr in solchen Dingen, bei denen er mir schon öfters beigestanden hat."

Dieser Vorschlag wurde von allen Seiten mit Zustimmung aufgenommen; ich hatte nicht den Muth, die mir übertragene Rolle zurückzuweisen, da ich schon zu weit gegangen war, um mich ohne Gefahr für meine Sicherheit zurückziehen zu können.

Während dieser Verhandlungen bemerkte ich, daß Madame Rietz ein auffallendes Schweigen beobachtete, ihr schönes Gesicht drückte eine gewisse Empfindlichkeit aus. Auch dem Menschenkenner Gugumos war ihre Gereizheit nicht entgangen.

„Irre ich nicht", sagte er zu ihr gewendet, „so hat unsere schöne Freundin einen Hintergedanken, den sie uns verschweigen will. Ich bitte Sie, uns Ihre Ideen mitzutheilen."

„Ich finde", sagte sie im gereizten Ton, „daß die Herren nur zu sehr an ihren eigenen Vortheil denken und darüber meine Interessen vergessen. Sie wissen,

unter welchen Bedingungen ich Ihre Bundesgenossin geworden bin und Ihnen meine Unterstützung zugesagt habe."

„Gewiß! Aber Ihr Vorwurf scheint mir unverdient. Wann haben wir je uns eine Vernachlässigung gegen Sie zu Schulden kommen lassen? Haben wir nicht Alles gethan, was in unseren Kräften stand, um Ihren Einfluß zu sichern?"

„Dennoch weiß ich", entgegnete sie mit einem Seitenblick auf Bischofswerder, „daß man mich gar zu gern beseitigen und aus dem Herzen des Königs verdrängen möchte. Es giebt eine Partei am Hofe, die mir meine bürgerliche Herkunft nicht verzeihn kann und gegen mich conspirirt."

„Sagen Sie, was wir dagegen thun sollen und wir sind gern bereit, Ihre Wünsche zu erfüllen."

„Ich will nur meine früheren Rechte behaupten. Durch den Tod meines geliebten Sohnes, des Grafen von der Mark, ist leider das Band gelockert worden, das seinen Vater an mich bisher geknüpft. Wenn ich Sie wie bisher unterstützen soll, so müssen Sie mit mir auf ein Mittel sinnen, das alte Verhältniß wiederzubefestigen."

„Ich glaube dieses Mittel bereits gefunden zu haben," erwiederte Gugumos nach einigem Nachsinnen.

„Können Sie mir ein ähnliches Bild des Grafen von der Mark verschaffen?"

„Ich selbst bin im Besitz eines äußerst getroffenen Portraits, von dem bekannten Maler Graff gemalt."

„Außerdem bedarf ich noch eines Kindes von ungefähr demselben Alter, wie Ihr verstorbener Sohn."

„Meine Kammerfrau besitzt ein solches."

„Können Sie auf die Verschwiegenheit der Mutter rechnen?"

„Wie auf mich selbst."

„Und halten Sie das Kind für fähig, einige einstudirte Worte mit Ausdruck und Empfindung zu sprechen?"

„Es ist ein aufgeweckter Knabe voll Geist und Leben."

„Um so besser; dann stehe ich Ihnen für den Erfolg. Ueberlassen Sie mir die Ausführung und Sie sollen mit mir zufrieden sein."

„Ich ahne", entgegnete Madame Rietz, „Ihr Vorhaben; aber ich weiß nicht, ob ich als Mutter meine Hand bieten darf."

„Machen Sie sich kein unnützes Bedenken. Der Anblick des todten Lieblings wird Ihnen das Herz seines Vaters wieder zuwenden und Ihre Herrschaft von Neuem sichern. Ich stehe Ihnen dafür, daß ich

mit der möglichsten Delikatesse verfahren werde. Denken Sie vor Allem nur daran, daß es sich darum handelt, für immer Ihre Stellung zu begründen."

„Dennoch sträubt sich mein Gefühl."

„Ueberlassen Sie eine solche Schwäche den gewöhnlichen Weibern. Sie stehn bereits auf jener Höhe, von der wir ohne Schwindel auf das gemeine Vorurtheil niederblicken müssen, ohne uns davon irre machen zu lassen. Für die Auserwählten, zu denen Sie gehören, giebt es einen andern Maßstab, als für den Pöbel. Zeigen Sie, daß Sie erhaben sind über jede solche Schwäche!"

Nachdem Madame Rietz auch zu diesem beabsichtigten Betruge ihre Einwilligung gegeben, wurden nun noch die näheren Anordnungen festgesetzt, der Tag bestimmt, an welchem dies neue Gaukelspiel für den König in Scene gesetzt werden sollte, und die verschiedenen Rollen an die Anwesenden vertheilt, wobei es Bischofswerder übernahm, seinen ohnehin empfänglichen Geist vorzubereiten, während Gugumos und mir die Ausführung des Ganzen übertragen wurde. In dem Palaste meiner Beschützerin wurde ein förmliches Theater aufgebaut, mit den nöthigen Versenkungen und Apparaten versehn. Zur festgesetzten Stunde erhielt der König von seiner früheren Geliebten eine

Einladung zu einem kleinen Souper, wie er es im vertraulichen Kreise schon öfters bei ihr eingenommen hatte. In Begleitung Bischofswerder's erschien er gegen Abend, von Madame Rietz mit sichtlicher Freude begrüßt. Bei Tische brachte Bischofswerder nach der im Voraus getroffenen Verabredung das Gespräch wie zufällig auf die Geheimnisse der Geisterwelt, deren Existenz er, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, anzweifelte. Die liebenswürdige Wirthin spielte dagegen zur Abwechselung die Gläubige, worüber der betrogene Monarch sein Erstaunen äußerte.

„Seit wann", fragte er sie verwundert, „haben Sie Ihren mir bekannten Unglauben aufgegeben? Früher waren Sie nur zu sehr geneigt, selbst die unumstößlichsten Thatsachen für Betrug zu halten."

„Ich bin davon zurückgekommen, seitdem ich mit eigenen Augen gesehn habe, daß es wirklich Geister giebt."

„Wo und bei welcher Gelegenheit?" fragte der König, neugierig gemacht."

„Ihr Hofphysicus Pinetti hat mir den Glauben beigebracht und alle meine bisherigen Zweifel siegreich widerlegt."

„Wie, Pinetti hat dies Wunder bewirkt? Ich wäre gern zugegen gewesen."

„Ihre Majestät haben nur zu befehlen und ich will ihn sogleich rufen lassen. Er wohnt hier ganz in der Nähe.“

„Thun Sie das, liebe Freundin! Sie werden mich in hohem Grade durch Ihre Gefälligkeit verbinden.“

„Ich traue nur dem Italiener nicht“, warf Bischofswerder dazwischen ein. „Ich halte ihn für einen ganz gewöhnlichen Taschenspieler.“

„Sie sind immer ungläubig“, erwiderte ärgerlich der getäuschte Monarch, „trotzdem ich Ihnen schon so oft Gelegenheit gegeben habe, um Ihren Fehler abzulegen. Warum soll es keine Geister geben?“

„Ich bestreite auch nicht die Existenz übernatürlicher Erscheinungen. Ich selbst habe in meiner Jugend, wie Sie wissen, mich vielfach mit der geheimnißvollen Geisterwelt beschäftigt und bin weit entfernt, ihren Einfluß auf die Lebenden zu bestreiten, aber auf einem so dunklen Gebiete ist doppelte Vorsicht nöthig, um nicht in die Hände gewöhnlicher Betrüger zu fallen. Je schwerer hier die Wahrheit von der Lüge sich trennen läßt, um so sorgfältiger muß man dabei zu Werke gehn.“

„Ich danke Ihnen für Ihren guten Rath, der mir von Neuem Ihre treffliche Gesinnung zeigt. Aber

glauben Sie denn, daß ich so leicht zu hintergehn bin?"

„Gewiß nicht, Ihre Majestät", entgegnete der schlaue Höfling. „Ihr Scharfblick ist mir hinlänglich bekannt."

„Und wer würde es wagen", setzte Madame Rietz hinzu, einen Fürsten zu hintergehn, der eben so gütig als mächtig ist?"

„Lassen Sie also Pinetti sogleich rufen. Ich will ihn sehn und auf die Probe stellen. Es ist unmöglich, daß er uns zu täuschen vermag, da er ohne jede Vorbereitung nicht einmal wissen kann, was wir von ihm verlangen."

Madame Rietz klingelte und befahl den vorher bereits instruirten Dienern, den Hofphysicus ohne Zeitverlust herbeizuschaffen.

„Ich will ihm einige Aufgaben stellen", sagte der König in der Zwischenzeit, „die uns am besten darüber belehren werden, ob wir es mit einem Betrüger zu thun haben. Was meinen Sie Bischofswerder, wenn ich die Geister eines Leibnitz' und Cäsar's von ihm verlangte?"

„Vortrefflich! Nur zweifle ich mehr als je, daß er sie ohne jeden Apparat zur Stelle schaffen wird."

„Ewiger Zweifler! Wenn er es aber doch thut, was sagen Sie dann?“

„Daß Pinetti mehr leistet, als andere Taschenspieler, daß er geschickter ist, als die Mehrzahl dieser Gaukler. Ich kenne ihn als einen schlauen Menschen; die Botschaft Ihrer Majestät reicht für ihn vielleicht schon hin, Ihre Absicht zu errathen. Wenn er kommt, wird er bereits seine Maßregeln getroffen haben. Derartige Leute sind für alle Fälle gerüstet. Es ist nicht so schwer, mit Hilfe einiger Costüme und Masken solche bekannte Persönlichkeiten, wie Cäsar und Leibnitz darzustellen. Nach meiner Meinung bedarf es einer schwereren Probe, um die Wahrheit zu ermitteln.“

„Gut! Ich will einräumen, daß Sie Recht haben können, obgleich Sie Dinge voraussetzen, die mir fast unmöglich scheinen, daß Pinetti errathen sollte, was wir mit ihm vorhaben, daß er sich für alle Fälle vorbereitet, daß er die Maske von Cäsar und Leibnitz sogleich zur Hand hat. Ich will das Alles zugeben, aber nennen Sie mir dafür einen anderen Beweis, dem Sie mehr Glauben schenken wollen.“

„O! ich wüßte einen solchen“, entgegnete Bischofswerder nach einigem scheinbaren Nachdenken, „wenn ich nicht fürchten müßte, Ihre Majestät und noch eine

hier ebenfalls anwesende Dame durch traurige Erinnerungen zu betrüben."

„Sie sprechen in Räthseln; reden Sie ungescheut! Was sind das für Erinnerungen, die Sie sich fürchten in uns anzuregen?"

„Verzeihen Sie mir das unbedachte Wort, das ich soeben gesprochen habe. Ich selbst bin Vater und vermag deshalb den Schmerz ganz zu empfinden, den der Tod eines geliebten Sohnes seinen Eltern verursacht."

„Sprechen Sie von meinem Sohn?" fragte der König, mit Mühe seine tiefe Bewegung unterdrückend.

„Ich rede allerdings von dem Grafen von der Mark, dem selig Entschlafenen."

„Und Pinetti sollte seinen Geist vor uns erscheinen lassen?"

„Verlangen Sie das nicht!" rief Madame Rietz mit gut geheucheltem Entsetzen. „Ich würde den Anblick nicht ertragen."

„Aber ich", erwiderte der erschütterte Vater, „möchte meinen Liebling noch einmal wiedersehn, wenn dies überhaupt nur möglich ist. O! wie sehne ich mich darnach, das holde, schuldlose Angesicht meines Kindes zu schauen! Doch nein, das wäre zu viel. Der Tod hält seine Beute fest und das Grab ver-

schließt seine Schätze für immer. Wenn der selige Geist meines süßen Kindes nicht durch meine Klagen und Thränen sich rühren ließ und mir bisher erschienen ist, so wird keine Kunst auf Erden im Stande sein, ihn zu beschwören."

„Eben deshalb habe ich mir erlaubt, Ihrer Majestät diese Probe vorzuschlagen. Verlangen Sie von Pinetti, daß er den Geist des Grafen von der Mark Ihnen zeigt."

„Aber nur nicht, wenn ich zugegen bin", seufzte Madame Rietz. „Ich müßte vergehn, wenn ich ihn erblickte."

„Ich will Sie auch nicht zwingen", entgegnete der König, „da ich weiß, wie schwach Ihre Nerven sind; aber mir traue ich die Kraft zu, meinen Sohn zu sehn, umschwebt mich doch sein theures Bild zu jeder Stunde. Ich trage es auf meinem Herzen; sehen Sie her!"

Bei diesen Worten zog er ein kostbares Medaillon von Gold, rings mit Edelsteinen besetzt, hervor, welches das Bild des geliebten Grafen von der Mark und eine seiner wunderbar schönen, blonden Locken umschloß. Nur Madame Rietz besaß, wie der König wußte, ein gleich gelungenes Portrait, dasselbe, welches sie Gugumos überlassen. Bei diesem Anblick konnte

der König sich der Thränen nicht enthalten, auch die Mutter weinte und diesmal waren ihre Thränen nicht erkünstelt. Die rührende Scene wurde durch den Eintritt des Bedienten unterbrochen, der die Ankunft des Hofphysicus Pinetti meldete, unter welchen Namen nur der Graf Gugumos dem Könige bekannt war. Unbefangen grüßte der gewandte Abenteurer die Anwesenden, indem seine Züge geschickt sein großes Erstaunen über die ihm unerwartete Ehre ausdrückten. Ein Blick, den er unbemerkt mit Bischofswerder wechselte, reichte hin, ihn über Alles zu belehren.

„Ihre Majestät! haben befohlen", sagte er mit einer tiefen Verbeugung.

„Ich habe Sie rufen lassen", erwiderte der König fast verlegen, „weil Madame Rietz uns Wunderdinge von Ihrer Kunst erzählt hat, von der ich selbst schon manche Beweise erhalten habe; Sie scheinen jedoch ihre größten Leistungen mir vorenthalten zu wollen."

„Ich wußte nicht, ob ich es wagen darf."

„Sie sind mehr, als Sie scheinen; denn ich hörte so eben, daß Sie mit der Geisterwelt verkehren."

„Es war mir allerdings gestattet, einen Blick in die geheimnißvolle Werkstätte der Natur zu thun, ihre verborgenen Kräfte kennen zu lernen, einige ihrer

Räthsel zu lösen; denn kein Sterblicher darf sich rühmen, das Ganze zu begreifen. All' unser Wissen ist nur Stückwerk."

„Sie gestehen doch zu, mehr zu wissen, als andere Menschen?"

„Auch der Weiseste bleibt ewig nur Schüler."

„Sie wollen mir nur ausweichen, aber ich lasse Sie nicht wieder los. Ich will durch Sie die Wahrheit kennen lernen."

„Die Wahrheit!" rief Gugumos im mystisch feierlichen Tone. „Wer ist so vermessen, zu sagen, daß er sie besitzt? Gott hat sie sich vorbehalten und der Mensch irrt, so lange er lebt."

„Aber hat Er sich nicht zu allen Zeiten einigen Auserwählten offenbart?"

„Und wer sagt Ihrer Majestät, daß ich mich zu diesen zählen darf? Sie selbst zweifeln daran und wollen mich nur in Versuchung führen, weil Sie mir mißtraun."

„Wunderbar!" murmelte der König überrascht, da er sich durchschaut sah. „Sie haben meine Absicht errathen."

„Wohlan! ich bin bereit, mich jeder Probe zu unterziehn. Was wünschen Ihre Majestät von mir?"

„Die Geister zu sehn, die ich Ihnen nennen werde."

„Nicht jeder Geist erscheint und nicht zu jeder Stunde glückt es mir ihn zu beschwören. Ich setze Ihre Majestät im Voraus davon in Kenntniß, wenn der Versuch mißglücken sollte. Auch lieben nicht die Geister das helle Licht und die Gegenwart von Unberufenen."

„Gut! treffen Sie die nöthigen Anordnungen, ich werde mich Ihnen fügen."

„Ich verlange nur einen abgelegenen, dunklen Raum und so wenig Zuschauer als möglich."

„Ich werde dafür Sorge tragen. Bedürfen Sie sonst keiner Vorbereitung?"

„Keiner, nur bitte ich die Namen der Abgeschiedenen zu erfahren, die ich Ihrer Majestät vorführen soll."

„Es sind dies: Julius Cäsar, Leibnitz und der vor Kurzem erst gestorbene Graf von der Mark. Können Sie die genannten Geister erscheinen lassen?"

„Ich hoffe es."

„Auch den Grafen von der Mark?"

„Auch den Grafen von der Mark", antwortete Gugumos mit Zuversicht.

„Und wann?"

„In diesem Augenblick, wenn es Ihre Majestät wünschen, nur bitte ich mir ein anderes Zimmer anweisen zu lassen; die Geister lieben nicht die Räume

zu betreten, die so eben durch irdische Speisen verunreinigt worden sind."

„Ich würde zu diesem Zwecke", bemerkte Madame Rietz wie zufällig, „den kleinen Salon vorschlagen, den ich zu meinem Haustheater umgewandelt habe. Sind Sie damit einverstanden?"

„Vollkommen!" entgegnete der schlaue Abenteurer mit einer tiefen Verneigung.

In Begleitung Bischofswerder's begab sich der König, gefolgt von Gugumos, nach dem schwach erleuchteten Saal, wo ich bereits mit dem hinlänglich unterrichteten Knaben der treu ergebenen Kammerfrau im vollständigen Costüme unter dem Podium des Theaters auf unser Stichwort lauerte, nachdem ich Alles vorbereitet hatte. Aus einem Gefühle von Scham hatte Madame Rietz trotz wiederholter Aufforderung es abgelehnt, dem Schauspiele beizuwohnen. Der König setzte sich auf einen bereit stehenden Sessel, sein Gesicht drückte den höchsten Grad von Spannung und ängstlicher Neugierde aus, während Bischofswerder an seiner Seite nach wie vor den Zweifler spielte. Im nächsten Augenblicke betrat der kühne Beschwörer die Bühne und zog seine magischen Kreise, indem er ein betäubendes Räucherwerk verbrannte. Nachdem sich daraus ein feiner Nebel entwickelt hatte, gab er mir

das verabredete Stichwort, worauf ich in der Maske des römischen Helden aus der Versenkung emporstieg. Ich konnte nur bemerken, wie der König auf seinem Platze mit stieren Augen mich anstarrte und eine Bewegung machte, als wenn er mich anreden wollte. Wahrscheinlich aber lähmte die Furcht seine Zunge; denn er vermochte kein Wort hervorzubringen. Stumm verschwand ich mit gemessenen Schritten nach dem Hintergrunde, wo ich schnell die Toga und den Lorbeerkranz abwarf und mit der Hofkleidung des Philosophen und der bereit liegenden Alongenperrücke vertauschte. Einige Pinselstriche, etwas Schminke und ähnliche Hilfsmittel reichten in wenigen Augenblicken hin, Julius Cäsar in Leibnitz zu verwandeln.

„Er ist es!" murmelte der König, als ich in dieser neuen Gestalt auf der Bühne erschien. „So hat der Freund meiner Eltermuttter, der geistreichen Sophie Charlotte, ausgesehn. Ist das nicht wunderbar?"

„In der That", antwortete Herr von Bischofswerder, an den die Frage gerichtet war; „die Aehnlichkeit ist frappant. Ich weiß nicht mehr, was ich davon denken soll."

„Wohlan! Thun Sie mir den Gefallen und reden Sie den Geist an!"

„Ich will es versuchen, aber was soll ich ihn fragen?“

„Ob meine Eltermutter zu den Seligen gehört?“

Der gehorsame Höfling wendete sich an mich und wiederholte die Frage des Königs, die mich in keine geringe Verlegenheit versetzte, da dieser Fall in meinem Programm nicht vorgesehn war; ehe ich mich jedoch auf eine passende Antwort besinnen konnte, ließ sich neben mir eine dumpfe Grabesstimme hören.

„Den Ungläubigen“, tönte es aus der Tiefe empor, „sind die Pforten des Himmels für immer verschlossen.“

Obgleich ich ahnte, daß Gugumos es übernommen hatte, für mich zu sprechen; so war ich doch selbst erschrocken und ergriffen von diesem Geisterton, der allerdings keinen menschlichen Lippen anzugehören schien. Auch der König war so betroffen, daß er keine zweite Frage an mich richten ließ. Er versank in ein tiefes Nachdenken, aus dem er erst durch die Erscheinung des Grafen von der Mark gerissen wurde. Das Kind der Kammerfrau spielte seine Rolle bewunderungswürdig; auch war die Maske wirklich täuschend ähnlich. Lange, blonde Locken umflossen das kleine, reizende Gesicht; ein weißes, durchsichtiges Flor-Gewand verhüllte die zierliche Gestalt. Durch

eine eigenthümliche Vorrichtung in der Beleuchtung war die ganze Figur von einem magisch bläulichen Schimmer wie von einer Glorie, umgeben. Man mußte unwillkürlich an einen Bewohner der seligen Gefilde, an einen überirdischen Geist denken. Bei dem Anblick des theueren Lieblings übermannte den zärtlichen Vater sein Gefühl, sehnsüchtig streckte er seine Arme dem vermeintlichen Schatten entgegen, seine gepreßte Brust stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Mein Sohn, mein süßes Kind!" rief er wehmuthsvoll. „Sprich, ich beschwöre Dich bei meiner Liebe für Dich, rede nur ein einziges Wort zu mir!"

Der im Voraus unterrichtete Knabe, der, wie die meisten Kinder, ein entschiedenes Schauspielertalent besaß, faltete die kleinen Hände wie zum Gebet und sah den König mit bittenden Blicken an; worüber dieser fast seine Besinnung verlor.

„Was soll ich thun?" fragte er außer sich vor Schmerz und banger Angst.

„Liebe meine Mutter!" rief das gut instruirte Kind feierlich. „Verlasse Sie niemals, niemals!"

„Ich schwöre es Dir bei meiner Seligkeit. Aber weile, süßer Engel, weile nur noch einen Augenblick."

Vergebens flehte der König mit rührender Stimme, das holde Bild verschwand vor seinen Augen, allmälig

versinkend, wie von einer unsichtbaren Geisterhand entführt. Sprachlos starrte er ihm nach, seine Blicke folgten der Erscheinung, als sie schon längst nicht mehr zu sehn war. Eine tiefe Trauer, die furchtbarste Aufregung that sich in seinen Mienen kund; die bleichen Wangen verriethen die Größe seines Schmerzes, während dicke Schweißtropfen auf seiner Stirne hervorbrachen. Erschöpft war er in den Lehnstuhl zurückgesunken, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, um seine unwillkürlich hervorströmenden Thränen zu verbergen.

Ich empfand das tiefste Mitleid mit dem besten aller Fürsten, der auf diese Weise von seiner Umgebung getäuscht und hintergangen wurde. Es fehlte nicht viel, so wäre ich aus meinem Versteck hervorgestürzt, um ihm Alles zu entdecken; aber noch hatte ich nicht den Muth, auf Kosten meines Glückes und auf die Gefahr hin, mich selbst zu opfern, ihm die Wahrheit zu gestehn. Auch Bischofswerder mochte wohl fühlen, daß wir zu weit gegangen waren.

„Beruhigen Sie sich Majestät!" bat er ihn besorgt. „Am besten thun wir, wenn wir den Schauplatz dieser Begebenheiten so schnell als möglich verlassen, die freie Luft wird Ihnen gut thun."

„Haben Sie es gehört?" fragte der König, wie aus einem tiefen Traum erwachend, meine Eltermutter

ist verdammt, verdammt, weil sie nicht den rechten Glauben hatte und schon damals der gotteslästerlichen Aufklärung huldigte."

„Ihre Majestät wissen, daß Gott barmherzig ist. Er wird auch dieser armen Seele ihre Irrthümer verzeihn."

„Glauben Sie, lieber Bischofswerder? O! wenn ich dazu beitragen könnte, Ihre Qualen abzukürzen und ihr die ewige Seligkeit zu schenken. Wo ist Pinetti? Ich will ihn fragen, er muß mir Aufschluß über diese Räthsel geben."

„Hier bin ich und harre der Befehle Ihrer Majestät", sagte der Geisterbeschwörer, plötzlich hervortretend.

„Ich bin heut zu erschöpft", antwortete der König mit matter Stimme, „um mit Ihnen längere Zeit zu reden. Ich fühle aber das Bedürfniß, mit Ihrer Hilfe tiefer in die Wunderwelt einzudringen, die Sie mir von Neuem erschlossen haben. Ein Mann wie Sie hat mir bisher gefehlt."

„Sire! Sie haben ganz über mich zu gebieten."

Aus seinen Augen zuckte ein Blitz, während ein Lächeln des Triumphs um die feinen Lippen spielte. Da der König sich zu schwach fühlte, so stützte er sich auf den Arm des Herrn von Bischofswerder, in dessen Begleitung er das Theater gebeugt verließ.

„Bald sind wir am Ziel", murmelte Gugumos, als er sich allein glaubte. „Nur noch kurze Zeit und die Welt liegt von Neuem zu unseren Füßen."

Hochaufgerichtet mit gekreuzten Armen blickte er dem scheidenden Fürsten nach. Unwillkürlich mußte ich an die lauernde Schlange denken, die langsam, aber sicher ihre Beute umstrickt. Ich fühlte, wie ein unheimliches Frösteln über meine Glieder flog.

III.

Politik und Liebe.

Während dieser Vorgänge am preußischen Hofe hatte sich in Paris das große, welthistorische Drama der französischen Revolution allmälig entwickelt. Ungeheuer war die Wirkung des gewaltigen Ereignisses auf das übrige Europa und zunächst auf Deutschland selbst. Die ersten Nachrichten, welche hierher gelangten, wurden mit einem unbeschreiblichen Enthusiasmus aufgenommen. Dichter, wie Klopstock und Schiller; Philosophen, wie Kant; träumten und schwärmten von einer golden Zeit; alle vorurtheilsfreien Geister jauchzten den Erklärungen des dritten Standes, der Aufhebung des Feudalstaates lauten Beifall zu. Mirabeau war der Held des Tages nicht nur in Paris, sondern auch in Berlin, wo man sich seines kurzen Aufenthaltes jetzt wiedererinnerte. Die öffentliche

Meinung sympathisirte entschieden mit den Grundsätzen der Revolution, die nicht blos im Volke, sondern auch in den höheren Ständen und besonders unter den Beamten zahlreiche Anhänger fanden um so mehr, da die viel gelesenen und allgemein bekannten Schriften der Encyklopädisten eben so sehr, wie das Regierungs-System eines philosophischen Königs diesen Ideen vorgearbeitet und Eingang verschafft hatte. Nirgends in ganz Deutschland hatte die religiöse und politische Freiheit so tiefe Wurzeln geschlagen, als in Preußen, wo trotz aller Wöllner'schen Verfinsterungsversuche ein hoher Grad von Humanität und Gerechtigkeit seit Langem vorherrschte. Hier gab es weder Bastillen, lettres de cachet und andere Mißbräuche der absoluten Monarchie, noch kannte man nicht den empörenden Despotismus der kleinen deutschen Fürsten mit ihrem Wildstand, der den einzigen Reichthum des Landmanns zerstörte, mit jener Seelenverkäuferei, die den Unterthanen zum Soldaten preßte, um ihn, wie das Vieh für schnödes Gold an fremde Staaten auf die Schlachtbank zu liefern. Deshalb dachte auch kein Mensch daran, die französische Revolution gewaltsam nachzuahmen, aber man erblickte in ihr den Sieg der Aufklärung, den Triumph der Freiheit und jubelte besonders im Anfange über die Verwirklichung der

erhabenen Ideen; man begeisterte sich für die Menschheit, die ihr höchstes Ziel erreicht, für das französische Volk, welches allen übrigen Nationen voranleuchtete. Im Ernste erwartete man das von Dichtern und Philosophen verkündigte Ziel erreicht zu haben; man glaubte, daß die Tyrannei für immer bezwungen, daß das Reich des ewigen Friedens, des ungestörten Glückes für die Völker angebrochen sei. In diesem Sinne feierte man in Berlin die Revolution in Gesängen und Reden, begrüßte man sie als die verheißene Zukunft, als den höchsten Triumph des Jahrhunderts.

Selbst am Berliner Hofe fehlte es nicht an solchen Verehrern der neuen Richtung. Mein Lehrer, der frühere Prinzenerzieher Leuchsering, hielt in einem großen Saale vor einer zahlreichen und vornehmen Gesellschaft eine Reihe von begeisterten Vorträgen über die Ereignisse in Paris. Unter den Zuhörern befanden sich mehrere Damen vom Hofe, die für Freiheit, Gleichheit und Menschenrechte schwärmten. Es war Mode geworden, diese Vorlesungen zu besuchen; wo man hinkam, hörte man nur von dem Schwur im Ballhause, von der Zerstörung der Bastille wie von einem Sieg der Menschheit sprechen. Die allgemeine Loosung hieß: fort mit allen Vorurtheilen! Die Toleranz ging schon so weit, daß junge Cavaliere mit

geistreichen Judenmädchen verkehrten, altadlige Damen sich zu bürgerlichen Liebhabern herabließen und den Unterschied der Stände als eine lächerliche Thorheit bespöttelten. Fräulein von Bielefeld, die Gouvernante der Prinzessin Auguste, scheute sich nicht, öffentlich mit dem Philosophen Leuchsering ein Verhältniß anzuknüpfen und sich mit ihm zu verloben. Die Wirkung der französischen Umwälzung war weniger eine politische, als moralisch-sociale, jedoch um so tiefer und nachhaltiger den Geist der ganzen Berliner Bevölkerung afficirend.

Bald aber machte sich dagegen eine nicht minder kräftige Reaction bemerkbar, als im Verlaufe der Revolution die zerstörenden Elemente und die Alles nivellirende Richtung derselben immer offener und entschiedener hervortrat. Die blutigen Auftritte in Paris und Versailles, die kühne Sprache der sich bildenden Clubs und vor Allen der maßlosen Jakobiner, die Auswanderung des Adels, an dessen Spitze die Brüder des Königs standen, die unleugbaren Angriffe auf den Thron, die deutlichen Umsturzpläne brachten in Deutschland und auch in Preußen einen Rückschlag in der öffentlichen Meinung hervor. Diese Stimmung benutzte sogleich die herrschende Partei für ihre Zwecke, indem sie vorzugsweise den König für ihre Ansichten zu ge-

winnen und gegen die Revolution feindlich zu stimmen suchte. Dies gelang ihr um so leichter, da seine persönlichen Neigungen, wie sein ganzer Charakter ihnen dabei zu Hilfe kam. Der ritterliche Geist der Hohenzollern war in Friedrich Wilhelm dem Zweiten keineswegs erstorben, sondern in einem hohen Grade lebendig. Seine weiche, reizbare Natur nahm den innigsten Antheil an dem Schicksale des französischen Königshauses, das sein tiefstes Mitleid herausforderte. Er hörte weit weniger auf die Stimme des politischen Vortheils, als auf seine Großmuth und dachte sich nach und nach mit Eifer in die Rolle des ritterlichen Befreiers eines halb gefangenen Fürsten und der schönen, unglücklichen Marie Antoinette von Frankreich hinein.

Diese Gedanken wurden von seiner nächsten Umgebung und den französischen Emigranten genährt, die von Zeit zu Zeit am Hofe erschienen, um den Haß des Königs gegen die Revolution zu schüren. Der schwache Ludwig der Sechszehnte ließ es ebenfalls nicht an dringenden Aufforderungen um Hilfe fehlen. Während er mit der einen Hand den Schwur auf die Verfassung leistete, schrieb er mit der anderen folgenden verrätherischen Brief an Friedrich Wilhelm den Zweiten:

„Mein Herr Bruder! Ich habe durch Herrn de Moustier erfahren, welche Theilnahme Ew. Majestät

nicht allein für meine Person, sondern auch für das Wohl meines Königreiches hegen. Die von Ew. Majestät getroffenen Anordnungen, mir, sobald es das Wohl meines Volkes erheischen sollte, hiervon Beweise zu geben, haben mein Gefühl lebhaft erregt; ich nehme jene Theilnahme mit Vertrauen im gegenwärtigen Augenblick in Anspruch, in welchem, trotzdem daß ich die neue Constitution angenommen, die Verschwörer den Plan ganz offen zeigen, den Rest der Monarchie zu vernichten. Ich habe mich an den Kaiser von Oesterreich, an die Kaiserin von Rußland, an die Könige von Spanien und Schweden gewendet und ihnen einen Congreß der Hauptmächte, welcher mit bewaffneter Hand unterstützt werden müßte, in Vorschlag gebracht als die beste Maßregel, um die Fortschritte der Empörer aufzuhalten, wie das Mittel zu geben, eine erwünschte Ordnung der Dinge herzustellen und zu verhindern, daß das Uebel, welches uns ergriffen, nicht auch die übrigen Staaten Europa's heimsuche. Ich hoffe, Ew. Majestät werden meine Ideen genehmigen und über die Schritte, welche ich bei Ihnen thue, das absoluteste Stillschweigen beobachten; Sie werden wohl fühlen, daß die Umstände, in denen ich mich befinde, mir die allergrößte Vorsicht gebieten; deshalb weiß Baron Breteuil einzig und allein um

mein Geheimniß und Ew. Majestät können ihm jede Mittheilung anvertraun.“

Sogleich ließ der König durch seinen Gesandten in Paris Ludwig dem Sechszehnten ein Heer von achtzigtausend Mann bereitwillig anbieten; aber der unglückliche Fürst glaubte auf schnellerem Wege zum Ziele zu gelangen. Auf den unverständigen Rath seiner nächsten Umgebung und besonders der Königin entschloß er sich zur Flucht. Um Mitternacht entfloh er mit den Seinigen aus Paris; trotzdem er einen bedeutenden Vorsprung hatte, wurde er beim Umspannen der Pferde in St. Menehould von dem Sohne des dortigen Postmeisters, als er unvorsichtiger Weise den Kopf zum Wagenfenster hinaussteckte, erkannt und festgehalten. Als Gefangener wurde er im Triumph zurückgebracht, um immer tiefer und tiefer herabzustürzen, bis sein blutiges Haupt unter dem Beile des Henkers fiel.

Diese verunglückte Flucht erfüllte die weiche Seele Friedrich Wilhelm's des Zweiten mit unsäglichem Schreck und Mitleid. Die Nachricht von der Schmach, welche Ludwig der Sechszehnte auf der Rückkehr nach Paris von den Jakobinern und dem aufgestachelten Volke erlitten, empörte seinen eigenen königlichen Stolz. Er wollte ihn um jeden Preis befrein und knüpfte zu

diesem Zwecke mit den übrigen Cabinetten die nöthigen Verhandlungen an. Mehr als je näherte er sich dem österreichischen Hofe, wo seit dem Tode Joseph's des Zweiten dessen Bruder Leopold zur Regierung gekommen war.

Trotzdem die unglückliche Marie Antoinette die Schwester des österreichischen Kaisers war, überwog bei diesem die politische Rücksicht die Stimme der nahen Verwandtschaft. Er zögerte, die gewünschte Hilfe selbst zu bringen, dagegen überließ er Preußen gern die Initiative gegen Frankreich. Erst auf wiederholtes Drängen Friedrich Wilhelm's des Zweiten entschloß er sich zu einer Zusammenkunft in Pillnitz, welche den 21. August 1791 stattfand. Ich gehörte zu dem Gefolge des Königs, welches aus den Generälen, Fürst von Hohenlohe, von Bischofswerder und dem später berühmt gewordenen Freiherrn von Stein bestand. Von österreichischer Seite war der Kaiser Leopold der Zweite in Begleitung des Feldmarschalls Lascy, des Barons Spielmann und des Grafen Palfy eingetroffen. Auch der Bruder Ludwig's des Sechszehnten, der Graf von Artois, war mit einer Schaar von Emigranten, darunter der Marschall Bouillé nud der Minister Calonne, angelangt. Schon damals erregte das Betragen dieser Flüchtlinge vielfaches Aerger-

niß, indem sie durch ihren Uebermuth, ihren raffinirten Luxus und zur Schau getragene Eitelkeit das Mitleid verscherzten, welches man sonst ihrem Unglück schuldig war. Obgleich sie als Hilfe flehende Gäste in Deutschland erschienen, benahmen sie sich, als wenn sie hier die Herren wären. Besonders zeichnete sich der Graf von Artois, welcher nachträglich als Karl der Zehnte von Frankreich den Thron verlor, schon damals durch seinen unerträglichen Stolz und maßlose Ansprüche aus. Er repräsentirte das alte, verrottete Regime mit allen seinen Fehlern und Gebrechen, eine hohe ritterliche Gestalt mit dem Typus der Bourbonen: gebogener Nase, schlaffer Unterlippe und verlebten Zügen, in denen Lüsternheit mit Herrschsucht sich paarten. Er galt für tapfer und galant, aber auch für hochmüthig, trotzig und beschränkt. Seine Umgebung bestand zum größten Theil aus jenem französischen Adel, der unter glänzenden Formen seine tiefe, innerliche Fäulniß barg.

Der österreichische Kaiser, welcher vor seiner Thronbesteigung Großherzog von Toskana gewesen war, hatte wenige oder gar keine Aehnlichkeit mit seinem berühmten Bruder, Joseph dem Zweiten. Aus Italien brachte er nichts mit, als eine übermäßige Lebenslust und einen hohen Grad von Schlauheit. Eine Schaar von Spionen und geheimen Angebern umgab ihn; er war der

Schöpfer der noch in Wien bestehenden „geheimen Polizei“. Nebenbei galt er noch immer für einen höchst galanten Herrn; er huldigte dem schönen Geschlechte und hatte eine Menge von Verhältnissen mit Frauen aus allen Nationen, unter denen die feurige Italienerin Donna Livia, die muntere Polin Prohaska und die schmachtende deutsche Gräfin von Wolkenstein den ersten Rang einnahmen.

Neben seinem Schlafgemach befand sich eine förmliche Niederlage von Galanteriewaaren, Schmucksachen, Kleiderstoffen, die er zu Geschenken verwendete. Wie Friedrich Wilhelm der Zweite, beschäftigte auch er sich mit chemischen und rosenkreuzerischen Experimenten, durch die er seine verlorenen Jugendkräfte wiederherzustellen hoffte. Auch darin fand zwischen ihnen eine große Aehnlichkeit statt, daß Beide das politische System ihrer Vorgänger mit einer entgegengesetzten Richtung vertauschten. Aus diesem Grunde fühlten sie sich gegenseitig zu einander hingezogen, und auch Bischofswerder war als bekannter Rosenkreuzer bald ein Liebling und Vertrauter des Kaisers.

Hier in Pillnitz wurde nun jene Verbindung zwischen Oesterreich und Preußen abgeschlossen, die dem Letzteren unberechenbare Opfer kostete und mit den Grund zu seinem nachherigen Ruine legte. Der gutmüthige und

ritterliche Friedrich Wilhelm der Zweite ließ sich von dem schlauen Leopold überlisten, der ihn nur in einen Krieg mit Frankreich verwickeln wollte, um desto freiere Hand für seine Absichten auf die Türkei, Polen und die Donauländer zu behalten. Dieselben Gründe bestimmten auch Rußland, das ebenfalls im Trüben zu fischen hoffte. Vorläufig beschränkte sich die Zusammenkunft in Pillnitz nur auf eine Verabredung der nöthigen Schritte zur Befreiung des gefangenen Königs von Frankreich, indem man die Ausführung noch auf eine gelegenere Zeit verschob.

Die Folgen dieser Conferenz ließen indeß nicht allzu lange auf sich warten. Der König verhehlte bei seiner Rückkehr nach Berlin nicht seine entschiedene Absicht, Frankreich den Krieg zu erklären. Bei einer Audienz empfing er den französischen Gesandten, Herrn von Segur, der zu der liberalen Partei gehörte, sehr unfreundlich. Dieser, welcher eben erst nach Berlin gekommen war, überreichte sein Beglaubigungsschreiben, wobei er die Hoffnung auf Erhaltung des bisherigen freundlichen Verhältnisses zwischen beiden Staaten aussprach.

„Greifen Sie Oesterreich nicht an“, entgegnete Friedrich Wilhelm der Zweite ernst, „lassen Sie Deutschland in Frieden, dann werde ich Ihnen keinen Krieg machen.“

Hierauf wendete er dem bestürzten Gesandten den Rücken, um sich mit einigen anwesenden Emigranten zu unterhalten, welche kaum ihre Schadenfreude über die Niederlage des freisinnigen Patrioten verhehlten. Auch in einem Handbillet an seine Gemahlin hatte der König diese aufgefordert, Herrn von Segur „sehr kalt" zu empfangen. Natürlich beeilten sich die Minister und der ganze Hof, ihm jede mit ihrer Stellung verträgliche Unhöflichkeit zu erweisen.

Eine Ausnahme machte allein nur der Prinz Heinrich, der sich offen zu den Grundsätzen der französischen Revolution bekannte und deshalb für einen erklärten Demokraten galt, wodurch er mit seinem Neffen täglich nur immer mehr zerfiel. Vergebens warnte der geistreiche Bruder Friedrich's des Großen vor einem Bündniß mit Oesterreich, das allen bisherigen Traditionen widersprach; umsonst sprach er seine Befürchtungen über einen Krieg mit Frankreich aus. Seine Stimme wurde nicht gehört und verhallte wirkungslos, da er allen Einfluß und Glauben verloren hatte.

Desto geschäftiger war die Partei der Rosenkreuzer und vor Allen Bischofswerder, die vorhandene Kriegslust des Königs noch zu schüren. Zwar vermied er es, mit Gugumos' und meiner Hilfe zu den sonst so wirksamen Geisterbeschwörungen wieder zu greifen, da

er verständig genug war, einzusehn, daß ein derartiges Mittel nur für ganz außerordentliche Fälle aufgespart werden müsse, um sich nicht abzunützen und seine Wirkung zu verlieren. Dafür bot der Magnetismus eine willkommene Unterstützung für die Pläne der Pietisten. Die arme Serena mußte von Neuem sich täglich in ihren künstlichen Schlaf versetzen lassen, um den König, der sie jetzt öfters als je befragte, in seinem Vorhaben zu bestärken. Ihre ohnehin wankende Gesundheit wurde durch all' die angewendeten Reizmittel nur noch mehr zerrüttet. So oft wir allein gelassen wurden, klagte sie mir unter Thränen ihre furchtbaren Leiden, indem sie von mir Hilfe und Rettung von ihrem Peiniger verlangte, da ihre Mutter sich zu schwach fühlte, ihr beizustehn.

Ihr Zustand wurde noch unerträglicher durch die Leidenschaft, die sie dem verrückten Schwärmer Oswald einflößte. Nur mit Mühe erwehrte sie sich seiner Zudringlichkeit und mystischen Liebesversicherung. Stundenlang saß er an ihrem Bette, um mit ihr bald von dem „neuen Zion", bald von seiner inbrünstigen Liebe zu sprechen, ein seltsames Gemisch von platonisch-pietistischer Verzückung und gewöhnlichem Wollustkitzel. Seine Neigung war für sie eben so grauenvoll als lächerlich. Man denke sich das blasse ascetische Ge-

sicht des Geistersehers, verzerrt zu einem süßlich-widerlichen Lächeln, die eingefallenen lüsternen Augen, die ganze wunderliche Erscheinung, halb Apostel und halb Faun, halb Heuchler und halb Schwärmer, um Serena's Widerwillen zu begreifen. Meist kam er in der Dunkelstunde mit unheimlichen Katzenschritten leise zu ihr geschlichen, die Taschen mit frommen Erbauungsschriften, Traktätlein und Zuckerwerk gefüllt.

„Ich komme", näselte er sie begrüßend, „mit dem himmlischen und irdischen Manna, um die lechzende Seele und den sterblichen Körper zugleich zu erquicken. Während ich die göttliche Speise Dir auftische, sollst Du dies Zuckerplätzlein genießen, auf daß Deine geistige und leibliche Zunge die Süßigkeit des Herrn kennen lernt."

Mit diesen Worten leerte er gewöhnlich die vollen Taschen aus, worauf er eines jener pietistischen Blätter ergriff, um ihr von den Qualen der Hölle und von der Seligkeit des Paradieses vorzulesen. Zuweilen brachte er ihr seine eigenen Werke mit, sinn- und geistlose Nachahmungen der Apokalypse, oder Herrnhutische Liebeslieder, in denen sich die heilige Inbrunst mit der frechsten Sinnlichkeit in widerlicher Weise paarten. Da sprach er von den Seitenwunden des Lämmleins und von den Küssen des Bräutigams, von der himmlischen

Verbindung und dem seligen Zusammenfließen, von dem Liebesräuschlein der Schwester und des Bruders, von dem heiligen Beilager der Herzen und ähnlich zweideutigen Verhältnissen, wobei die fromme Phrase nur schlecht die gemeine Lüsternheit verhüllte. Unter dem Vorwande, sie magnetisiren zu wollen, suchte er die langen Spinnenfinger seiner ekelhaften Hände mit ihren keuschen, noch immer reizenden Formen in Berührung zu bringen, wovor sie in ihrer Unschuld zusammenschauderte; dennoch gelang es ihm, trotz ihres Widerstrebens, sie zuweilen durch die ihm ebenfalls beiwohnende Kraft mit Erfolg zu magnetisiren und einzuschläfern.

Unvermuthet trat ich eines Tages in das Zimmer Serena's, als er eben seine Manipulationen beendet hatte. Sie lag mit geschlossenen Augen auf dem Divan, während der lüsterne Schwärmer mit gekrümmtem Rücken sich über die schöne Schläferin niederbeugte, um sich an ihren Reizen zu weiden. Wie der balzende Auerhahn in seiner Liebeswuth nicht den lauernden Jäger erblickt, so bemerkte auch er nicht meine Nähe. Ich stand vor ihm, aber alle seine Sinne waren nur auf die schlummernde Serena gerichtet, die er mit seinen gierigen, heißen Blicken zu versengen drohte. Schon hatte er mit seinen Händen den schlanken Nacken

umschlungen, schon näherte er seine verpesteten Lippen ihrem schuldlosen Busen, als ich ihn mit einem raschen Griff von Hinten faßte und wie eine giftige Schlange, bevor sie ihr Opfer noch umstricken kann, einige Schritte weit fortschleuderte, daß er taumelnd gegen die Thür des Zimmers prallte.

„Das sollst Du mir entgelten!“ rief der entlarvte Frömmler, der hinkend davoneilte.

Ich blieb bei Serena, welche erst nach einiger Zeit von selbst erwachte und keine Ahnung von der ihr drohenden Gefahr hatte. Ich wagte es auch nicht sie darüber aufzuklären; um so mehr hielt ich es für meine Pflicht, Gugumos in Gegenwart ihrer Mutter ernstlich zur Rede zu stellen. Anfänglich suchte er die Schuld des Pietisten, wenn auch nicht zu leugnen, so doch wenigstens zu verkleinern, indem er in dem ganzen Vorfall nur einen hohen Grad von schwärmerischem Eifer erblicken wollte. Natürlich ließ ich als Augenzeuge seine Gründe nicht gelten; ich fand dabei eine kräftige Bundesgenossin an Serena's Mutter, die bisher nur immer eine leidende, nachgiebige Rolle ihm gegenüber gespielt hatte. Zu meinem Erstaunen trotzte sie dies Mal seinen vernichtenden Blicken, mit denen er sie sonst stets eingeschüchtert hatte. Vergebens flüsterte er ihr einige räthselhafte Worte zu, die wie eine Drohung

klangen. Ich sah, wie er ihr im Geheimen zuwinkte, ohne daß sie sich daran kehrte. Die so sanfte, passive Natur der nachgiebigen Frau war wie umgewandelt, die Mutterliebe verlieh ihr die Kraft, dem Zauber des dämonischen Mannes, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu widerstehn.

„Länger", rief sie entschlossen aus, „dulde ich nicht diese Mißhandlung meines armen, kranken Kindes. Ist es nicht genug, daß Sie mich so gränzenlos elend gemacht haben, wie ich bin? Soll die Tochter das Schicksal ihrer unglücklichen Mutter theilen? Müssen denn zwei Opfer fallen? Aber ehe ich meine Schande über die Schuldlose kommen lasse, werde ich das Aeußerste thun und dem König, der Welt sagen —"

„Halten Sie ein!" flehte Gugumos mit aufgehobenen Händen. „Bedenken Sie, daß Sie sich mit mir verderben."

Ich sah zum ersten Mal ihn, den nichts erschrecken konnte, erbleichen und zittern. Doch bald hatte er sich wieder gefaßt; die frühere Sicherheit und Selbstbeherrschung war ihm zurückgekehrt und das halb schmeichelnde, halb überlegene Lächeln schwebte wieder um seine Lippen.

„Was soll unser Freund von uns denken?" fragte

er sie, auf mich deutend. „Muß er nicht Gott weiß was von uns glauben? Ich gebe Ihnen mein Wort, Susanne, daß derartige Auftritte sich nie wiederholen werden. Der wahnsinnige Schwärmer darf unsere Schwelle nicht mehr betreten, geschweige sich Serena nähern."

„Wenn man Ihnen nur glauben dürfte!" entgegnete sie, ihn mißtrauisch anstarrend. „Wie oft haben Sie mir schon versprochen, das arme Kind nicht länger zu quälen."

„Konnte ich anders? Sie wissen ja, was für uns auf dem Spiel steht. Doch es soll das letzte Mal gewesen sein, daß ich Serena magnetisirt habe. Wir bedürfen dieses Mittels nicht mehr, um zu unserem Ziele zu gelangen, dem wir jetzt näher stehn, als je. Außerdem bin ich bereit, Ihren Wunsch zu erfüllen und Ihrer Tochter den natürlichen Beschützer zu geben."

„Ich fürchte, daß Sie mich nur täuschen wollen."

„Nein, Susanne!" flüsterte er mit der schmeichlerischen Stimme, die ihm zu Gebote stand. „Wenn Sie meinen Worten nicht trauen, so werden Sie wenigstens meinen Schwüren Glauben schenken."

„Gut! — So schwören Sie mir, aber nur den Eid, der sie allein bindet."

„Es sei!" antwortete er zögernd. „Ich schwöre Ihnen bei —"

Ich konnte, so sehr ich mich auch anstrengte, nicht die letzten Worte hören, die er nicht ohne Widerstreben ihr leise zuflüsterte. Erst jetzt schien sie befriedigt; sie nickte mit dem Kopfe und reichte ihm die Hand, die er mit heuchlerischer Zärtlichkeit an seine Lippen führte.

„Sie können eben so beruhigt sein, als ich", sagte hierauf Serena's Mutter zu mir gewendet. „So lange ich den Grafen kenne, hat er nie diesen Eid gebrochen."

Der ganze geheimnißvolle Auftritt machte auf mich einen höchst peinlichen Eindruck, den jedoch Gugumos bald wieder durch seine zwar nur verkünstelte, aber doch hinreißende Liebenswürdigkeit verwischte. Ich habe ihn nie unterhaltender und bezaubernder als an diesem Abend gesehen, obgleich man ihm das Bestreben anmerkte, die letzten Wolken des zurückgebliebenen Unmuths zu zerstreun und eine für ihn günstigere Stimmung hervorzurufen. Dies gelang ihm auch in einem so hohen Grade, daß er nicht nur meine früheren Bedenken gegen sein Treiben von Neuem beschwichtigte, sondern auch der stillen Frau häufig ein zufriedenes Lächeln gegen ihre sonstige Gewohnheit ablockte. Auch die kranke Serena nahm an unserer Unterhaltung und an dem Abendbrode Theil, das wir, gewürzt durch einige Gläser Wein und anmuthige Scherze, in er-

höhter Stimmung genossen. Am Schlusse desselben erhob Gugumos den vor ihm stehenden Becher, ein kostbares Kunstwerk aus der Schule des berühmten Bervenuto Celini, gefüllt mit schäumendem Champagner. Nachdem er vorher mit Serena's Mutter heimlich Rücksprache genommen, trank er auf das Wohl des jungen Brautpaars, wofür er uns Beide hiermit feierlich erklärte. In meiner Ueberraschung bemerkte ich nicht, wie die Geliebte zusammenzuckte und einen leisen Schrei ausstieß. Berauscht von Zärtlichkeit und Wein, drückte ich den Verlobungskuß auf ihre süßen Lippen, deren eisige Kälte wunderbar mit der Glut der Meinigen contrastirte.

„Nun bist Du mein, ewig mein!“ stammelte ich entzückt, „und keine Macht der Erde soll Dich mir entreißen!“

Sie antwortete nicht, sondern lehnte nur leise weinend ihren Kopf an meine Brust, die mir vor Seligkeit zu springen drohte. In meiner Freude umarmte ich ihre Mutter und auch Gugumos, welcher mir in diesem Augenblick als mein größter Wohlthäter erschien.

„Nun bist Du doch mit mir zufrieden?“ fragte er im freundlichen Tone. „Vergiß nicht, was Du mir schon schuldig bist.“

„Niemals! rief ich, ihn voll wahrer Rührung an mein Herz drückend. „Verlangen Sie von mir, was Sie wollen, ich bin zu jedem Opfer bereit.“

„Ich verlange nichts, als Dein Glück. Von nun an gehen wir Hand in Hand denselben Weg. Ich betrachte Dich wie meinen Sohn.“

„Und ich Sie wie meinen zweiten Vater.“

Die Mutter Serena's drückte mir noch weit inniger ihre Freude aus und überließ sich den Hoffnungen einer schönen Zukunft für die geliebte Tochter, nur diese allein blieb still und in sich gekehrt in der allgemeinen Lust, als wenn Alles sie nicht anginge. Als ich mich wegen ihrer Theilnahmlosigkeit, die mir doch endlich auffallen mußte, beklagte, zwang sie sich zu einem trüben Lächeln.

„Was thut der Name?“ sagte sie mit sanfter, leidender Stimme. „Wir haben uns angehört, ehe wir verlobt wurden. Das Band, mit welchem das Schicksal uns verknüpft, ist nicht fester, nicht inniger geworden. Was uns bestimmt ist, muß uns werden.“

„Und ist die Sicherheit Dir nichts, die Einwilligung der Eltern?“

„Meine Eltern!“ seufzte sie schmerzlich, indem sie einen seltsamen Blick auf ihre Mutter und Gugumos warf, worauf sie plötzlich verstummte.

Ich war zu glücklich, um das seltsame Benehmen Serena's zu bemerken; ihre Hoffnungslosigkeit erschien mir nur als die Folge ihrer Kränklichkeit; ich hielt diese Verstimmung für vorübergehend und traute meiner Liebe die Kraft zu, sie davon zu befreien. Was glaubt denn die Jugend nicht zu erreichen, welches Hinderniß nicht besiegen zu können! Nur das Alter und die Erfahrungen des Lebens machen uns mißtrauisch. Selbst Serena's Leiden, von denen ich vielfach Zeuge war, vermochten nicht, meinen frischen Muth zu brechen; ich hoffte, daß meine Liebe sie heilen würde, ich konnte den Gedanken nicht fassen, daß so viel Reiz, Anmuth und Liebenswürdigkeit eine Beute des Todes werden sollte. Sie schien sich auch in der That zu erholen; wenn ich bei ihr war, färbten sich ihre Wangen mit einer sanften Röthe, die ich für ein günstiges Zeichen der beginnenden Genesung hielt, so daß ich mich der Täuschung hingab, sie einst als mein Weib heimzuführen.

In ihrer Nähe verlebte ich die entzückendsten Stunden; ihr Herz verschloß einen Schatz von Liebe und Zärtlichkeit, der sich mit seinem ganzen unermeßlichen Reichthum vor mir aufthat. Ich mußte unwillkürlich an meine Mutter denken; es war dieselbe aufopfernde Hingebung, die gleiche echt weibliche Selbst-

vergessenheit, die mir Serena so theuer machte. Aber während dem Geist meiner armen, guten Mutter eine gewisse irdische Beschränktheit anklebte, erhob sich Serena's reine Seele zu einer idealen Höhe, wohin ich ihr kaum zu folgen vermochte. Was sie dachte und sprach, lautete für mich wie eine Offenbarung des Himmels; ihr ganzes Wesen war verkörperte Religion. Kein unreiner Hauch trübte den Spiegel dieses reinen Gemüthes, sie war die lautere Wahrheit und duldete keine Lüge, keine Täuschung neben sich. Mir fiel, so oft ich bei ihr war, die Fabel von jenem Wundersteine ein, der nach der Sage die Nähe eines Giftes sogleich durch den Wechsel seiner Farbe verrathen und den Eigenthümer davor warnen soll.

Ich fühlte, daß ich an ihrer Seite täglich besser wurde, daß meine Gedanken sich an den ihrigen erhoben und läuterten, aber noch war für mich nicht die Zeit der wirklichen und nachhaltigen Verwandlung gekommen. Dazu bedurfte es härterer Schläge und schwererer Prüfungen, die das Schicksal mir erst später auferlegte. Noch war ich zu sehr von den Banden der Welt umstrickt, noch lockten mich Genuß und Ehrgeiz, noch war ich ein Sklave der Verhältnisse, mit denen zu brechen, mir der Muth fehlte. Wohl gab es Tage und Stunden, wo ich keinen andern

Wunsch hatte, als nur für und mit der Geliebten zu leben, zurückgezogen von den Umtrieben und Intriguen eines sittenlosen, verdorbenen Hofes; so oft ich aber an die Ausführung gehn wollte, stieß ich auf tausend Hindernisse, die zum Theil in mir selbst, zum Theil in den Umständen lagen. Ich war zu jung und zu eitel, um auf eine Laufbahn zu verzichten, die mir so glänzende Aussichten für die Zukunft eröffnete. Mein Vater, mit dem ich fortwährend in Verbindung stand, hätte es mir nie verziehn, wenn ich seine von mir gehegten Erwartungen getäuscht hätte. Durch meinen Einfluß hoffte er den von ihm eingeleiteten Prozeß wegen der Erbschaft des Oheims zu gewinnen; es war dies die fixe Idee seines Lebens geworden, sowie früher seine alchymistischen Schwärmereien. Der alte Mann hatte keine anderen Gedanken bei Tag und Nacht, als mich in den Besitz der Familiengüter und des Majorats zu setzen, mehr aus Haß gegen seine Schwester, als aus Liebe für mich. Er hatte zu diesem Behufe eine Menge von Beweismitteln und Aktenstücken aufgetrieben, durch die er unsere Ansprüche zu begründen hoffte, was ihm auch zum Theil bereits gelungen war. Durch Gugumos, mit dem er wieder angeknüpft, war er von Allem unterrichtet worden; dieser hatte ihn auch mit meiner Beschützerin bekannt

gemacht, welche ihm ihre mächtige Verwendung unter der Bedingung zugesagt, daß ich nach wie vor ihren Interessen dienen sollte. Unter Androhung seines Fluches hatte er mir befohlen, in allen Dingen ihr unbedingt zu gehorchen. So sah ich mich von allen Seiten gehemmt und gehindert, meine guten Vorsätze auszuführen und den Weg einzuschlagen, der mir der einzig rechte schien. Auch ich machte die Erfahrung, wie schwer es in der Welt ist, das Laster mit der Tugend zu vertauschen und einen begangenen Fehler wieder gut zu machen.

Dieser Zustand meiner Seele war Serena keineswegs entgangen und sie rieth mir in den kurzen Augenblicken, die wir allein gelassen wurden, einen männlichen und meiner würdigen Entschluß zu fassen.

„Was nützt Dir der eitle Glanz“, sagte sie, „wenn Dir der innere Friede fehlt? Ich weiß, was Dich quält und verstimmt. Du leidest an dem Zwiespalt Deines besseren Ich mit den bösen Geistern, die Dich nicht losgeben wollen. Zerreiße Deine Ketten und werde ein freier Mensch, denn nur der wahrhaft freie Mann kann auch gut und edel sein. So lange Du in den Banden der Welt schmachtest, mußt Du auch dem Schlechten und der Lüge dienen. Du darfst die Wahrheit nicht laut bekennen und das macht Dich so grenzenlos unglücklich.“

„Du selbst“, entgegnete ich, „erkennst die Macht der Verhältnisse an und beugst Dich vor den Rücksichten, die sie Dir auferlegen.“

„Weil ich nur ein Weib bin und wir Frauen nur dulden und beten können, unsere Tugend besteht im Leiden, die Tugend des Mannes im Handeln. Wäre ich wie Du, so würde ich thun, was mir die innere Stimme räth, und mich um die ganze Welt nicht kümmern.“

„Auch das Gewissen kann irren.“

„Dann ist es nicht das rechte Gewissen mehr, oder wir sind bereits so tief gesunken, daß wir seine wahre Stimme nicht mehr hören. Aber wenn es auch zuweilen verstummt, so schweigt es doch nicht für immer. Es kommt der Augenblick, wo es wieder erwacht und mit unerbittlicher Strenge über uns zu Gericht sitzt. Auch für Dich wird einst die Stunde schlagen, wo dieser ewige Richter Dich vor seinen Stuhl laden und mit unerbittlicher Strenge Dein Leben, Deine Thaten prüfen wird. Glaube nicht, ihn zu täuschen; denn sein Blick dringt in die Tiefe der Seele und jede Falte Deines Herzens liegt offen vor ihm, wie im hellsten Sonnenschein. Du magst Dich sträuben, wie Du willst, früher oder später fällst Du seinem strafenden Spruch anheim.“

„Mädchen! rief ich ergriffen. „Woher weißt Du, die Reine, Schuldlose, wie es in der Seele des Sünders aussieht?"

„Weil ich Dich liebe, und die Liebe Alles weiß und sieht. So jung ich bin, haben mich meine Leiden alt gemacht. Durch meine arme Mutter habe ich die Welt und ihre Fallstricke kennen gelernt. Ich sehne mich weit, weit fort von hier."

„So komme", sagte ich in einer plötzlichen Anwandlung, „und laß uns dieser Welt entfliehn. Wohin Du gehst, will ich Dir folgen."

„Wohin ich gehe", erwiderte sie gedankenvoll, „wirst Du mir folgen, aber nicht sogleich. Es werden Jahre schwinden, ehe wir uns wiedersehn."

„Du willst Dich doch nicht von mir trennen?"

„Nicht ich, aber der Himmel wird es thun. Du mußt noch auf dieser Erde bleiben, wirken, handeln und dulden, bis Deine Zeit gekommen ist. Dann wird uns Nichts mehr scheiden, dann werden sich unsere Seelen finden, um uns nie zu verlassen."

„Wieder diese Todesgedanken, mit denen Du mich stets so sehr betrübst!"

„Ich spreche nicht vom Tode, sondern vom Leben; doch Du begreifst mich nicht."

Trotz dieser schwermüthigen Ahnungen, denen sich

Serena nur zu oft überließ, waren solche Augenblicke die köstlichsten meines Lebens. Selbst die Melancholie, die sie dauernd umschwebte, hatte für mich einen eigenen, unaussprechlichen Reiz. Ihre Todesgedanken hielt ich für Schwärmerei, wie sie häufig bei jungen und selbst lebenslustigen Mädchen in einer gewissen Periode ihrer Entwickelung gefunden wird, wo das übervolle Herz und eine reizbare Phantasie mit dem Grabe spielt und eine unbestimmte Sehnsucht nach dem Jenseit ihre Richtung nimmt, bis die Liebe mit ihren Wonnen und irdischen Freuden die düsteren Bilder verdrängt und an die Stelle der Trauerweiden ihre schönsten Rosen pflanzt.

So offen und wahr Serena mir gegenüber bei allen Gelegenheiten erschien, so gab es doch einen Punkt, den sie mit ängstlicher Scheu vor mir verbarg. Es war mir keineswegs entgangen, daß Gugumos zu ihr und ihrer Mutter in einem befremdenden Verhältnisse stand, das ich mir durchaus nicht zu erklären vermochte. Meine jetzige Stellung zu der ganzen Familie berechtigte mich einigermaßen, hierüber Aufschluß zu erlangen. Ich ging dabei mit der größten Schonung und Zartheit zu Werke, aber so oft ich meinem Gespräche mit Serena diese Wendung gab, wich sie mir mit auffallender Verlegenheit aus. Als ich einmal drin-

gender wurde, füllten sich ihre schönen Augen mit Thränen; seitdem vermied ich es, diesen für sie und mich gleich peinlichen Gegenstand zu berühren, indem ich von der Zeit den nöthigen und mir wünschenswerthen Aufschluß erwartete. Sie selbst verhehlte mir nicht ihre Abneigung gegen den Grafen, den einzigen Menschen, den sie haßte, wenn überhaupt ihr Herz des Hasses fähig war. In einer vertraulichen Stunde warnte sie mich vor ihm und seinen Intriguen.

„Er meint es nicht gut mit Dir", sagte sie ahnungsvoll, „so wenig mit Dir, wie mit irgend einem Menschen. Sie sind in seinen Händen nur Werkzeuge für seine Pläne."

„Und welches sind die Pläne des Grafen?"

„Ich kenne sie nicht, und wenn ich sie auch wüßte, so dürfte ich sie Dir doch nicht sagen, da ein heiliger Eid meine Lippen bindet. Nur so viel darf ich Dir verrathen, daß auch Du nur eine Ziffer bist in seinen endlosen Rechnungen. Traue ihm nicht, wenn er freundlich ist, und fürchte ihn, wenn er einst Dein Feind werden sollte."

„Aber was kann er mit mir vorhaben? Bis jetzt habe ich ihm nur mein Glück zu verdanken; selbst daß ich Dich Mein nennen darf, ist sein Verdienst."

„Dennoch wiederhole ich meine Warnung. Ich

habe lange genug in seiner Nähe gelebt, um ihn zu durchschauen, wenn er sich auch selbst vor den Seinigen in das tiefste Geheimniß hüllt. Oft erscheint er mir wie ein Phantom, das keiner menschlichen Neigung und keiner gewöhnlichen Rührung und Empfindung fähig ist, als schlüge kein Herz in seiner Brust, als gehörte es einem andern Stern als dieser Erde an. Er folgt einer andern Moral und andern Grundsätzen als wir und die meisten Sterblichen. Gut und Böse, Licht und Finsterniß sind für ihn Einerlei. Mich wandelt ein Grauen an, wenn ich ihn reden höre; er braucht die Sprache nur, um uns zu täuschen. Doch glaube ich nicht, daß er nur seine selbstsüchtigen Zwecke verfolgt; er handelt unter dem Einflusse einer mir unbekannten Macht. Das eben ist das Schreckliche für mich, daß ich sehe, wie er dieser rücksichtslos Alles opfert, was dem Menschen heilig ist."

„Ich fürchte nichts, so lange ich bei Dir bin. Seitdem ich weiß, daß Du mir angehörst, trotze ich der Welt und allen ihren Ränken."

Nur zu bald hatte ich jedoch erfahren, daß Serena Recht hatte, als sie mich vor der List des Grafen warnte.

IV.

Ein Wiedersehn.

Nur kurze Zeit war es mir vergönnt, die Seligkeit der Liebe zu genießen. Die politischen Verhältnisse nahmen eine immer drohendere Gestalt an. Durch seine Umgebung und besonders durch die französischen Emigranten am preußischen Hofe wurde der König zum Kriege mit dem revolutionären Frankreich gedrängt. Er selbst gefiel sich in der Rolle eines ritterlichen Beschützers des unglücklichen Fürstenpaares, das in Paris seit seiner Flucht mehr als je von der Partei der Jakobiner und dem Volke bedroht wurde. Nur Oesterreich zögerte noch, da der Kaiser Leopold, oder vielmehr dessen Minister weit weniger geneigt waren, für das verwandte Königshaus die Waffen zu ergreifen und die in Pillnitz getroffenen Verab-

redungen in Ausführung zu bringen. In seinem Eifer beschloß Friedrich Wilhelm, den Generalmajor Bischofswerder nach Wien zu schicken, um die Rüstung dort zu betreiben. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich den Befehl erhielt, den Gesandten zu begleiten. So unangenehm mir dieser Auftrag war, so blieb mir doch nichts übrig, als zu gehorchen und von Serena Abschied zu nehmen.

„Ich habe es gewußt", sagte sie mit trübem Lächeln, „daß man Dich nicht lange in meiner Nähe dulden wird."

„Du glaubst doch nicht, daß Gugumos seine Hand im Spiele hat?"

„Man will Dich nur entfernen, um sich meiner desto sicherer zu bemächtigen. Mit Dir geht mein bester Schutz."

„Dann werde ich Dich nicht verlassen, selbst auf die Gefahr hin, die Gnade des Königs zu verscherzen."

„Das würde Dir nichts nützen. Unsere Gegner sind allmächtig und werden hundert Mittel und Wege finden, Dich zu beseitigen. Du würdest Dich nur weit größeren Gefahren aussetzen, ohne mir zu helfen."

„Ich kann sie zwingen, mich zu lassen, wo ich bin. Ich weiß genug von ihrem Treiben, und wenn ich den Mund öffne, so sind sie verloren."

„Eben weil Du zu viel von ihnen kennst, wollen

sie Dich vorläufig aus der Nähe des Königs entfernen, wenn sie nicht noch Schlimmeres mit Dir vorhaben. Sie sind zu jeder Schändlichkeit bereit; darum rathe ich Dir, ihnen aus dem Wege zu gehen."

„Aber was soll aus Dir in meiner Abwesenheit werden?"

„Ich stehe in Gottes Hand und dann habe ich noch meine Mutter bei mir; sie wird nicht dulden, daß mir das geringste Leid geschieht, wenn auch der Graf auf sie einen fast allmächtigen Einfluß ausübt. Er weiß zu gut, daß sie in diesem einen Punkte unerschütterlich ist. Wo es sich um ihr Kind handelt, hört die Herrschaft des fürchterlichen Mannes über sie vollständig auf."

Einigermaßen durch ihre Worte beruhigt, nahm ich von Serena den zärtlichsten Abschied; ich gelobte ihr von Neuem unverbrüchliche Treue und besiegelte mein Versprechen mit einem glühenden Kuß, den sie mehr duldete als erwiderte. In meinen Armen erlitt sie vor innerer Aufregung von Neuem einen jener magnetischen Zufälle, die in der letzten Zeit immer seltener geworden waren.

„Geh'", flüsterte sie mit geschlossenen Augen, „wohin Dich das Schicksal ruft. Sein Wille muß erfüllt werden, so sehr der Mensch sich auch dagegen sträubt. Ich

sehe neue Leiden für Dich und mich, aber bald beginnt die Zeit der Prüfung, aus der Du geläutert hervorgehn sollst. Hüte Dich vor den dunklen Feueraugen! Du wirst nicht der Erste sein, der seine Flügel an der Flamme verbrennt. Armer Schmetterling! Du wirst die blasse Rose verlassen, die der Wind über Nacht entblättert. Ehe Du wiederkehrst, wird ihre Spur verweht sein, als wäre sie nie da gewesen. Du aber fliegst sorglos weiter, bis Dich die Hand des Schicksals ergreift und erbarmungslos verstrickt. Doch Du wirst nicht sterben, denn der Himmel will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er bereut und gerettet wird. Der Schmerz wird sich in Wonne verklären und die Thränen Dich rein waschen."

Mich erfaßte ein tiefer Schauer, als ich Serena so zu mir im Schlafe sprechen hörte; so oft ich sie in diesem Zustande erblickte, hatte ich ein ähnlich peinliches Gefühl. Eine unausfüllbare Kluft schien sich dann zwischen ihr und mir zu erheben, die ich trotz meiner Liebe nicht zu überwinden vermochte. Eine unnennbare Pein bemächtigte sich meines Herzens, als würde dasselbe in Stücke zerrissen. Ich wußte, daß ich Serena liebte, und doch kam sie mir dann jedesmal so fremd vor, wie ein Wesen anderer Natur

als ich, für das mir jedes Verständniß fehlte. Vergebens kämpfte ich gegen diese Stimmung an; je mehr ich ihrer Herr zu werden suchte, desto mächtiger wurde dies Gefühl in mir. In meine Seele fiel ein dunkler Schatten, der sich wie ein schwarzer Flor über das Bild der Geliebten lagerte. Erst wenn sie wieder die treuen Augen aufschlug und mich ansah, wich der Dämon von ihrer bezaubernden Nähe, ohne mich jedoch ganz zu verlassen.

Meine diesmalige Zerstörtheit war ihr aufgefallen, sie starrte mich mit traurigen Blicken an; wohl mochte sie, da auch im wachen Zustande ein prophetischer Blick ihr eigen war, eine Ahnung überkommen.

„Jeder Abschied", sagte sie wehmüthig, „ist für das ganze Leben. Kein Wanderer kehrt so wieder, wie er gegangen ist. Was er zurückgelassen hat, findet er nicht wieder und auch er ist ein Anderer geworden. Die Heimath scheint ihm fremd und die Fremde wird ihm oft zur Heimath. Es giebt nichts auf dieser Erde, was nicht dem Wechsel unterworfen wäre."

„Nur die Liebe ist beständig", entgegnete ich fast mechanisch und gegen meine Ueberzeugung. „Sie allein bleibt fest und treu, wenn auch Alles im ewigen Wechsel kreist."

„Wohl giebt es eine solche Liebe", flüsterte sie mehr für sich, „aber sie wohnt nicht hinieden, nicht in dieser Welt; sie ist längst zum Himmel zurückgekehrt, von dem sie stammt. Nur zuweilen schwebt sie auf einen flüchtigen Augenblick hernieder, um ein Herz zu beglücken, eine Seele vom Verderben zu retten. Aber lange verweilt sie nicht, denn die irdische Luft ist zu schwer für sie. Was sie aber mit ihrem Hauch berührt, verzehrt sich in Sehnsucht und Thränen um die Entschwundene. Wer wahrhaft liebt, ist auch unglücklich, der Schmerz ist ihr Begleiter und das Grab ihr Brautbett."

„Es giebt noch eine andere Liebe", entgegnete ich fast rauh, „die nicht immer in Thränen schwimmt."

„Du wirst sie kennen lernen", antwortete sie noch trauriger als sonst. „Sie wird Dir ihr lachendes Gesicht zeigen, Dich locken und verführen, bis sie die Larve abwirft, die ihr wüstes Medusengesicht verbirgt. Armer Freund! Du mußt noch viel leiden, ehe Du am Ziele stehst."

Ihre Sanftmuth schmolz meinen aufsteigenden Zorn, und ich bereuete den Vorwurf, der in meinen Worten lag. Ich bat sie wiederholt um Vergebung, wenn ich sie gekränkt. Sie reichte mir freundlich ihre abgezehrte, bleiche Hand, welche ich mit meinen Küssen

bedeckte. So schieden wir anscheinend versöhnt, aber dennoch blieb ein Stachel in meiner Brust zurück, eine Verstimmung, der ich nicht Meister wurde, so sehr ich mich auch bemühte, die finstern Wolken zu verscheuchen, die am Horizonte meiner Liebe sich bereits zeigten.

Bevor ich von Berlin abreiste, suchte ich auch den Grafen auf, um mich von ihm und Serena's Mutter zu beurlauben. Gugumos empfing mich mit immer sich gleich bleibender Freundlichkeit, so daß der in mir angeregte Zweifel in seiner Nähe verschwand. Er sprach mit mir über den mir zu Theil gewordenen Auftrag, den er mir als den ersten Schritt meiner bedeutenden Laufbahn bezeichnete.

„Der Anfang ist gemacht“, sagte er, „und es hängt jetzt einzig und allein von Dir ab, in der Welt eine bedeutende Stellung einzunehmen. Wir stehn am Beginn einer neuen, großen Zeitepoche. Der Kampf der Revolution mit den bestehenden Verhältnissen muß in kurzer Zeit entschieden werden. Ich zweifle nicht daran, daß die gute Sache der Ordnung über den Geist des Aufruhrs den Sieg davon tragen wird. Unsere Bemühungen ist es gelungen, den König von Preußen für den Krieg zu gewinnen. Oesterreich zögert noch, aber es wird sich gezwungen sehn, seinen Pflichten

nachzukommen. Bischofswerder hat den Auftrag, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um den Kaiser für unsere Pläne zu gewinnen. Sollte sich Leopold noch ferner weigern, sein Versprechen zu erfüllen, so würde er sich allein die traurigen Folgen seiner Handlungsweise zuzuschreiben haben. Er wäre nicht der erste Fürst, der sich vor unserer Macht beugen muß."

„Von welcher Macht reden Sie?" fragte ich erstaunt.

„Bald werde ich kein Geheimniß mehr vor Dir haben, da ich Dich wie meinen Sohn betrachten darf, seitdem Du mit Serena verbunden bist. Schon jetzt darf ich Dir darüm sagen, daß es eine Unzahl Männer in der Welt giebt, die, in allen Ländern zerstreut, die Geschicke der Völker leiten. Sie sind meist unbekannt, weil sie im Verborgenen um so sicherer und ungestörter wirken. In scheinbar untergeordneter Stellung besitzen sie die größte Macht und nichts geschieht auf der weiten Erde ohne ihren Willen, ohne ihre Zustimmung. Krieg und Frieden ruht in ihrer Hand, sie regieren ungesehn die mächtigsten Reiche. Was hienieden geschieht, ist ihr Werk; sie winken, und das Schwert fährt aus der Scheide, ein Wort reicht hin, Throne zu stürzen, oder aufzurichten. Der Pöbel und die gedankenlose Menge, welche nur nach

dem Scheine urtheilt, glaubt zwar, daß die Fürsten und Könige mit ihren Ministern gebieten, aber diese sind nur Werkzeuge in den Händen jener Unbekannten."

„Und Sie gehören zu diesen Männern?"

„Ich leugne nicht, daß ich mit ihnen in Verbindung stehe, und auch Du sollst durch meine Vermittelung an ihrer Macht Theil nehmen. O! Du weißt noch nicht, welche Erhabenheit in dem Gedanken liegt, die Welt zu beherrschen, von einer unerreichbaren Höhe herab, auf das Getriebe der Menschen herabzuschaun und thätig in die Räder der Weltgeschicke einzugreifen. Du bist noch zu jung, um mich zu fassen, um diese Wonne in ihrem ganzen Umfange zu empfinden. Alle Genüsse, die uns die Erde bieten kann, verschwinden vor dem Gefühl einer solchen Vollmacht, vor dem Gedanken, unter Millionen hervorzuragen und nicht wie sie zu dem blinden, willenlosen Haufen, sondern zu den Wenigen zu gehören, welche an der Spitze stehn. Was bedeutet dagegen der Rausch der Liebe, jede andere Freude? Von meiner einsamen Studirstube aus halte ich die Fäden der großen Begebenheiten in meiner Hand, ein leiser Druck, ein unmerklicher Zug und, die gewaltige Maschine gehorcht mir wie ein ergebener Sclave, Thaten geschehen, ungeheuere Ereignisse, gewaltige Erschütterungen folgen

nach; sie sind mein Werk und ich darf mir sagen, daß ich die stille Ursache dieser kolossalen Wirkungen bin, welche die ganze Welt in Erstaunen setzen. In solchen Augenblicken fühlen wir uns als ein Theil der Gottheit, als die Erwählten des Himmels. Dafür bringen wir freudig jedes Opfer, das uns tausendfältig vergolten wird."

Hingerissen von seinen Gedanken vergaß der Graf vielleicht zum ersten Male im Leben seine sonstige Vorsicht. Auch er war ein Schwärmer, auch dieser kalte Verstandesmensch einer gewissen Begeisterung fähig. Sein Auge leuchtete mit unheimlichem Glanze, seine blassen Wangen waren geröthet, die schlanke Gestalt schien noch gewachsen zu sein. So stand er vor mir wie der Versucher in übernatürlicher, dämonischer Größe.

„Auch Du", fuhr er nach einer Pause fort, „wirst mit der Zeit jene Höhe ersteigen, zu der ich Dir den Weg gebahnt habe; auch Du wirst meine Empfindungen theilen, meine Grundsätze vollkommen in Dich aufnehmen und fortpflanzen. Das ist die wahre Rosenkreuzerei, das der rechte Stein der Weisen; was Phantasten und Schwärmer dafür ausgeben, läuft auf Täuschung und Betrug hinaus. Unter meiner Leitung sollst Du in die höheren Grade unserer Verbindung

eingeweiht werden, wirst Du lernen, zuerst gehorchen, um später zu herrschen. Vor allen Dingen aber ist es nöthig, daß Du die Welt siehst. Dazu bietet Dir Deine erste diplomatische Mission die beste Gelegenheit. Ich werde Dich einer Dame empfehlen, die am Wiener Hofe eine bedeutende Rolle spielt. Diesen Brief giebst Du an Donna Livia; sie ist die Geliebte des Kaisers, benutze Deine Jugend und suche sie für unsere Pläne zu gewinnen. Wer die Frauen auf seine Seite hat, wird in der Liebe wie im Leben stets sein Ziel erreichen."

Mit diesen Worten händigte mir Gugumos einen sorgfältig versiegelten Brief an die genannte Dame ein; wobei er mir wiederholt befahl, ihr denselben persönlich zu überbringen.

„Von diesem Schreiben", fügte er hinzu, „hängt möglicher Weise das Geschick Europa's ab. Ich brauche Dir nicht erst die größte Vorsicht und Verschwiegenheit einzuschärfen. Gieb ihr den Brief nur, wenn sie allein ist, und hüte Dich, mit irgend einem Menschen darüber zu sprechen. Ich rechne auf Deinen Gehorsam und werde, wenn Du meinen Auftrag pünktlich ausrichtest, Gelegenheit finden, Dich dafür in nie geahnter Weise zu belohnen; denn nicht Bischofswerder, sondern Du bist der wahre Gesandte an den Kaiser."

Ich fühlte mich in der That durch einen solchen Auftrag, sowie durch das mir gezeigte Vertrauen nicht wenig geschmeichelt, so daß ich Serena's Warnungen darüber fast ganz vergaß. So sehr ich auch anfänglich über die Trennung von ihr betrübt war, so leicht fand ich mich jetzt darein, da der Graf durch seine Reden wieder meinen Ehrgeiz geweckt und mir die verlockendsten Aussichten für die Zukunft eröffnet hatte. Seine Worte waren ganz darauf berechnet, meine lebhafte Phantasie zu reizen; ich gefiel mir in dem Gedanken, einst zu jenen Männern zu gehören, deren Thätigkeit und Macht er mir in so glänzendem Lichte geschildert hatte. Ich selbst war bereits hinlänglich in das Treiben der Höfe eingeweiht, um zu wissen, daß es allerdings überall geheime Lenker gab, welche weit mehr herrschten, als die Fürsten selbst. Einer von diesen Gewaltigen mit der Zeit zu werden, war mein sehnsüchtiger Wunsch. Die diplomatische Laufbahn, die sich mir ohne mein Zuthun anbot, schien mir der erste Schritt zu diesem Ziele. Von solchen Gedanken beseelt, trat ich meine Reise nach Wien und zwar einige Tage früher als der Gesandte und sein Gefolge an, da dieser mich vorausschickte, um das Terrain zu sondiren und die nöthigen Vorbereitungen für seine Ankunft zu treffen.

Das damalige Wien stand in dem Rufe, die lebenslustigste Stadt in der Welt zu sein; eine reiche Aristokratie, ein harmloses Volk und zahlreiche Fremde trugen dazu bei, diesen Ruf zu rechtfertigen. Jeder Tag war ein Fest und das ganze Leben schien nur ausschließlich dem Vergnügen gewidmet. Bald befand ich mich in einem Strudel von Zerstreuungen, die mich Berlin und Serena's holdes Bild fast vergessen ließen. Ich behielt kaum so viel Zeit, um mich meines Auftrages für Donna Livia zu erinnern. Sie bewohnte in der Nähe der kaiserlichen Burg ein prachtvoll eingerichtetes Hôtel, wohin ich mich begab, um ihr den Brief von Gugumos zu überreichen. Nachdem ich angemeldet worden war, empfing mich die Geliebte des Kaisers in einem verführerischen Negligée. Ein weißer Morgenmantel, mit kostbaren Spitzen besetzt, umflatterte die schlanke, hohe Gestalt, deren Arme und Nacken wahrhaft klassich waren. Da sie eben im Begriffe stand, ihre Toilette zu machen, so fielen ihre gelösten dunkelschwarzen Haare in langen Locken über die üppigen Schultern, ihr fast bis zu den Knieen reichend. In den blitzenden Augen lag eine verzehrende Liebesglut, während die schwellenden Lippen einem lockenden Kelche mit süßem rothen Weine glichen; südliches Feuer, aber auch südliche Leidenschaft, Haß und

Rachsucht sprachen aus ihren Zügen. Sie winkte mir mit dem Anstande einer Fürstin, mich auf einen Sessel niederzulassen, während sie selbst in nachlässiger Stellung auf dem Sopha ruhte, das dunkle Haupt auf ihren weißen Arm stützend.

„Was führt Sie zu mir?" fragte sie mit jener tiefen Stimme, welche den italienischen Frauen eigen ist.

„Dieser Brief des Grafen Gugumos'", entgegnete ich, ihr das Schreiben überreichend.

Ehe sie dasselbe aus meinen Händen nahm und las, warf sie einen durchdringenden Blick auf meine Person, vor dem ich geblendet meine Augen niederschlug. Sie schien mit mir zufrieden, denn ein freundliches Lächeln umschwebte ihren Mund und verlieh ihrem sonst zwar schönen, aber scharf geschnittenen Gesicht einen bezaubernden Reiz. Jetzt erbrach sie den Brief und durchflog denselben mit fieberhafter Hast. Plötzlich verwandelten sich ihre Züge in einer für mich unbeschreiblichen Weise. Ihr dunkeles Auge schoß vernichtende Blitze, die üppigen Lippen verzogen sich, so daß die weißen Zähne unbedeckt zum Vorschein kamen; ich hörte sie vernehmlich knirschen. Der volle Busen hob und senkte sich in wilder Leidenschaft, gleich den Wogen der sturmgepeitschten See.

„Il tratore!" murmelte sie für sich.

Erst jetzt bemerkte sie, daß ich noch immer anwesend war; sie suchte sich mit fast übermenschlicher Anstrengung zu bezwingen und ihren Zorn zu verbergen.

„Hat Ihnen", fragte sie mit zitternder Stimme, „der Graf keinen mündlichen Auftrag für mich gegeben?"

„Keinen, außer daß er auf Ihre Unterstützung in der bewußten Angelegenheit rechnet."

„Er soll von mir hören!" rief sie in einem Tone, vor dem ich unwillkürlich erschrak.

„Ihnen aber Signor", setzte sie wieder milder hinzu, danke ich für Ihre Freundlichkeit. Ich hoffe Sie noch oft bei mir zu sehn; jedoch dürfte es für uns Beide gleich zuträglich sein, wenn Sie Ihre Besuche so einrichten, daß Sie Niemand bei mir trifft. Ich glaube Ihnen und Ihrem Freunde um so besser zu dienen, je mehr ich im Verborgenen bleibe."

„Und Sie hoffen, daß der Kaiser sich bewegen lassen wird, an dem Kriege gegen Frankreich Theil zu nehmen?"

„Verlassen Sie sich auf mich, ich werde thun, was Graf Gugumos von mir verlangt."

Mit einem erzwungenen Lächeln reichte mir Donna Livia ihre Hand zum Abschied, um sie zu küssen. Ehe sie jedoch verschwand, wendete sie sich noch ein-

mal in der Thüre um, indem sie ihren Finger zum Zeichen des Stillschweigens bedeutsam an ihre Lippen legte.

Einige Tage später traf auch Bischofswerder in Wien ein, er brachte den im Kriegsrathe zu Potsdam entworfenen Operationsplan mit und machte sogleich dem alten Staatskanzler einen Besuch, um sich durch ihn dem Kaiser vorstellen zu lassen. Fürst Kaunitz empfing ihn mit betrübtem Gesicht; er theilte ihm mit, daß Leopold plötzlich am gestrigen Tage erkrankt sei, nachdem er noch im besten Wohlsein dem türkischen Gesandten Audienz ertheilt hatte. Die Aerzte glaubten, es mit einer Entzündung zu thun zu haben, und verordneten einen starken Aderlaß, der jedoch nicht die gewünschte Erleichterung dem Kranken brachte. Das Uebel verschlimmerte sich noch im Laufe der Nacht, so daß das Aergste zu befürchten stand. Am nächsten Tage war der Kaiser todt. Das plötzliche Unglück mußte Verdacht erregen; einer der Leibärzte, Doctor Lagusius, behauptete, daß eine Vergiftung stattgefunden habe, obgleich sich die Spuren des Giftes nicht nachweisen ließen. Ein Gerücht ging im Volke, daß auf einem Maskenballe eine verkappte Schöne dem Kaiser vergiftetes Zuckerwerk gereicht, Andere waren der Meinung, daß Leopold sich selbst durch den Gebrauch seiner

Geheimmittel getödtet. Es fehlte selbst an Solchen nicht, welche die schöne Italienerin als die Ursache seines Todes bezeichneten, aber Donna Livia wußte durch ihr Benehmen jede derartige Beschuldigung zu entkräften. Als ich sie wieder sah, fand ich sie in tiefster Trauer und in Thränen aufgelöst. Sie beklagte den schnellen Tod des Kaisers und ihr eigenes Geschick mit einer Leidenschaftlichkeit des Schmerzes, wie sie nur bei Südländern gefunden wird. Ich selbst wurde an ihr irre und unterdrückte den aufsteigenden Verdacht, wenn ich mich auch in ihrer Nähe eines leisen Schauers nicht zu erwehren vermochte.

Durch den Tod des Kaisers war jedes Hinderniß fortgeräumt; sein Nachfolger und erstgeborener Sohn Franz gab Bischofswerder das Versprechen, an dem zu Pillnitz geschlossenen Vertrage festzuhalten und vereint mit Preußen dem revolutionären Frankreich den Krieg zu erklären. Wir blieben noch einige Zeit in Wien, um den Beerdigungsfeierlichkeiten beizuwohnen. Ich sah die kaiserliche Leiche auf ihrem Paradebette ausgestellt, umgeben von dem höchsten Pompe der irdischen Größe, zu den Füßen derselben lag das einbalsamirte Herz in einer silbernen Urne, um abgesondert von dem übrigen Körper in den Kloster der Kapuziner bestattet zu werden, wie es das alte Her-

kommen verlangte. Rings um den schwarzen Katafalk mit goldenen Doppeladlern stand die kaiserliche Nobelgarde als Wache in ihrer glänzenden Uniform. Bebend näherte ich mich in Begleitung Bischofswerders dem offenen Sarge, um der todten Majestät die letzte Ehre zu erweisen. Unwillkürlich zitterte ich, als ich in das leichenfahle Antlitz starrte, das gespenstisch aus einer Wolke von Spitzen unter der schwarzen Perrücke hervorschaute. Die starren Züge schienen mich anzuklagen und als Mitschuldigen vor aller Welt zu bezeichnen. Ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe, meine Sinne verwirrten sich und Alles drehte sich mit mir im Kreise. Dort aus dem Winkel der Capelle drohte mir Gugumos mit unheimlichen Zügen, von dem Chor der Kirche winkte mir Donna Livia und legte bedeutsam den Finger auf den verführerischen Mund. Wohin ich blickte, war ich von gespenstischen Erscheinungen umgeben, die mich unheimlich angrinsten. Ich stürzte hinaus in's Freie, um mich nicht zu verrathen.

War es Einbildung meiner leicht erregten Phantasie, oder eine wirklich richtige Auffassung der Verhältnisse, aber ich konnte mich nicht mehr von dem Gedanken losmachen, als wäre ich, wenn auch nur unbewußt, an dem plötzlichen Tode des Kaisers schuld, als hätte ich in meinem Briefe das ihm bestimmte

Gift mitgebracht. Erst jetzt gewannen die Reden, welche Gugumos beim Abschiede an mich gerichtet, eine schreckliche Bedeutung, einen furchtbaren Sinn. Ich schauderte, wenn ich daran dachte, daß er mich nicht getäuscht, als er mit mir von jener geheimnißvollen Macht redete, welche die Geschicke der Völker leitete, Fürsten stürzte und erhob. Und er hatte mir versprochen, mich in jene entsetzliche Verbindung einzuweihn; ich sollte zu jenen Unbekannten gehören, für die es weder Tugend, noch Laster, weder Gutes, noch Böses, sondern nur Mittel und Zwecke gab, die vor keinem Verbrechen zurückschreckten, wenn es nur verborgen blieb und zum Ziele führte!

Ich vertiefte mich immer mehr in diese Gedanken; jetzt erst glaubte ich den Schlüssel zu dem Charakter des Grafen erhalten zu haben, sein ganzes Wesen zu verstehn. Aber wie hieß diese geheimnißvolle Verbindung, wer waren ihre Mitglieder, ihre Oberen? Unwillkürlich erinnerte ich mich der Gerüchte, welche von dem aufgehobenen Jesuitenorden im Umlauf waren. Die Gesellschaft Jesu wurde vielfach angeklagt, selbst den Königsmord gelehrt und befördert zu haben, aber so viel ich von ihr wußte, beschränkte sich vorzugsweise ihre Thätigkeit auf Verbreitung des Katholicismus, auf Beförderung der Herrschaft Rom's. Leopold war

kein Feind des Katholicismus; er hatte nicht, wie sein Bruder Joseph, die Klöster beschränkt, die Geistlichkeit gegen sich aufgebracht, sondern die freisinnigen Gesetze und Anordnungen seines Vorgängers zum Theil wieder aufgehoben.

Neue Zweifel bestürmten meine Seele und so sehr ich mich auch bemühte, konnte ich nirgends ein Licht in der mich umgebenden Dunkelheit finden.

Unheimlicher als je erschien mir der räthselhafte Gugumos und meine Abneigung gegen ihn übertrug sich ungerechter Weise auf seine ganze Umgebung, selbst auf die schuldlose Serena. Ich sah mich in ein unentwirrbares Netz verstrickt, das ich gewaltsam zu zerreißen entschlossen war, obgleich mir der Muth und die Kraft zu einem energischen Entschlusse fehlte. In solcher Stimmung durchirrte ich die Straßen Wiens, ohne darauf zu achten, wohin mich meine Füße trugen. Plötzlich fand ich mich in dem belebtesten Theile des Prater's. Eine Reihe der glänzendsten Equipagen rollten an mir vorüber; ich achtete nicht darauf und schenkte den reizenden Frauen, welche an mir vorbeifuhren, keine Aufmerksamkeit, da ich zu sehr mit mir selbst und meinen Gedanken beschäftigt war. Meine Unachtsamkeit sollte sich jedoch auf die unangenehmste Weise rächen; ich war zu vertieft, um den Zuruf

eines Kutschers zu hören, der sich vergebens bemühte, seine wilden, durch einen Zufall scheu gewordenen Rosse zu zügeln. Als ich die Gefahr sah, war es schon zu spät; im nächsten Augenblick, lag ich unter den Hufen der unbändigen Pferde.

Ich hörte nur noch einen weiblichen Schrei; dann schwand meine Besinnung. Eine Stunde später erwachte ich in einem eleganten Schlafzimmer auf einem weichen Lager, neben mir stand ein älterer Mann, der sich zu mir niederbeugte und meinen Körper sorgfältig untersuchte. Bei der Berührung seiner Hand empfand ich einen schrecklichen Schmerz, der mir einen tiefen Seufzer entpreßte. Er wandte sich zu einer Dame, die mich aufmerksam und, wie es schien, mit großer Theilnahme betrachtete. Ihre Züge kamen mir bekannt vor, obgleich mein Bewußtsein durch die erlittene Erschütterung getrübt war, so daß ich mich nur dunkel erinnerte, sie vor längerer Zeit schon gesehn zu haben. Nachdem der Arzt, denn ein solcher war der Herr, seine Untersuchungen beendet, schüttelte er bedenklich mit dem Kopf.

„Es ist doch keine Lebensgefahr?“ fragte die Dame mit leiser Stimme.

„Das nicht, aber ich glaube, daß der Arm gebrochen ist. Vorläufig können wir nicht daran denken,

den Patienten in seine Wohnung zu schaffen. Ich werde ihn des Abends noch einmal besuchen, um den nöthigen Verband anzulegen."

Der Doktor empfahl sich und ich blieb mit meiner unbekannten Wirthin allein zurück. Ich machte eine Anstrengung, um ihr für ihre Sorgfalt und Pflege zu danken; zugleich hielt ich es für meine Pflicht, sie mit meinem Stand und Namen bekannt zu machen, indem ich sie ersuchte, nach meinem Hôtel zu schicken, um den Gesandten, der wegen meines Ausbleibens in Unruhe gerathen konnte, mit meinem Unfalle bekannt zu machen.

„Welch' ein Wunder!" entgegnete sie zu meinem nicht geringen Erstaunen. „Nach jahrelanger Trennung sehe ich, wenn auch durch einen beklagenswerthen Zufall, meinen Neffen wieder. Ja! es war die Stimme der Natur, die mir ein so lebhaftes Interesse für Dich einflößte."

„Wie?" fragte ich fast ungläubig, „Sie wären —"

„Deine Tante und dort kommt Deine Cousine Constance, um sich nach Deinem Befinden zu erkundigen."

Durch die leise geöffnete Thür erschien eine wahrhaft überraschende Schönheit, in der ich jetzt sogleich die zur blühenden Jungfrau herangewachsene Constance

wiedererkannte. Trotz den Schmerzen, die mir der gebrochene Arm verursachte, entzückte mich der Anblick des reizenden Mädchens, das sich auf den Ruf der Mutter meinem Lager mit leichten, schwebenden Schritten näherte. Ich wußte nicht, wie mir geschah, als sie mich mit dem freundlichsten Lächeln und dem Anstande der vollendeten Weltdame willkommen hieß und dabei in den gewähltesten Worten ihr Bedauern über das mich getroffene Unglück ausdrückte.

„Hoffentlich wird der Fall glücklich vorübergehn und Ihr Arm bald wieder heil sein; an unserer Pflege soll es Ihnen nicht mangeln."

„Das versteht sich", fiel meine Tante dazwischen ein. „So lange Du leidend bist, darfst Du unser Haus nicht verlassen."

Erst jetzt erinnerte ich mich der keineswegs überaus freundlichen Verhältnisse, in denen ich zu meinen Verwandten stand. Ich lehnte daher in gemessenen Worten ihr Anerbieten ab, indem ich den Wunsch aussprach, so bald es der Arzt gestatten sollte, in mein Hotel gebracht zu werden. Dagegen erklärte die liebe Tante, daß sie es nimmermehr zugeben würde, sogar wenn ich für sie ein ganz Fremder wäre, geschweige seitdem sie in mir ihren theueren Neffen wiedergefunden. Zugleich traf mich ein so flehender Blick aus

Constancens strahlenden Augen, daß ich ein Barbar hätte sein müssen, um auf meinen Willen noch ferner zu bestehn. Ich glaubte in der That zu träumen, als ich die Zärtlichkeit und Liebe sah, welche Mutter und Tochter wetteifernd an mir verschwendeten.

Da ich mich jedoch sehr erschöpft fühlte und der Arzt jede Aufregung mir streng verboten, zogen sich beide Frauen nach kurzem Verweilen wieder zurück, indem sie einem Bedienten den Auftrag ertheilten, in meiner Nähe zu bleiben und ausschließlich sich mir zu widmen.

Gegen Abend besuchte mich der Doktor wieder, um den Verband anzulegen; er gab mir die tröstliche Versicherung, daß ich noch überaus glücklich davongekommen, da der Bruch des Armes ein einfacher sei und die Heilung höchstens vierzehn Tage bis drei Wochen erfordern würde. Ich weiß nicht, wie es kam, aber sein Ausspruch, der mich zu jeder andern Zeit und unter andern Umständen zur Verzweiflung gebracht hätte, machte durchaus keinen unangenehmen Eindruck auf mich. Heroisch genug ertrug ich die äußerst schmerzhafte Operation, nach der ich mich jedoch bedeutend wohler fühlte. Das Wundfieber in Folge meines Knochenbruches war ebenfalls nur mäßig und hielt nur einige Tage an. In der ganzen Zeit fand

ich an meiner Tante die liebevollste Pflegerin; sie ließ es sich nicht nehmen, täglich mehrere Stunden an meinem Lager zuzubringen und von Zeit zu Zeit darnach zu sehn, daß die Anordnungen des Arztes pünktlich befolgt wurden.

Meine Heilung machte bei meiner Jugend und gesunden Säften überraschend schnelle Fortschritte; ich durfte schon nach einer Woche das Bett verlassen und mit dem geschienten Arme mich frei bewegen. Constance leistete mir jetzt ebenfalls öfters Gesellschaft; sie war mir in der Einsamkeit doppelt willkommen. Ich fand sie unbeschreiblich und zwar in meiner damaligen Verblendung zu ihrem Vortheile verändert; sie bildete in jeder Beziehung den entschiedensten Gegensatz zu Serena's überirdischer Natur. Ihr ganzes Wesen trug den Stempel der heitersten Lebenslust, die aus ihren feurigen Augen, aus den schelmischen Grübchen der rosigen Wangen lachte. Ein sinnlicher Zauber, eine verführerische Ueppigkeit sprach aus jeder Bewegung der reizenden Gestalt, aus dem wogenden Spiel der schwellenden, elastischen Formen. Damit verband sie eine vollendete Coquetterie, jene gefährliche Kunst, herauszufordern und zu gefallen, ohne je die feine Linie des Schicklichen zu überschreiten. Wie eine geschmeidige Eidechse mit klugen, funkelnden Aeuglein

spielte sie mit sich und Anderen im glänzenden Sonnenschein der übermüthigen Laune, schnell entschüpfend, wenn man sie zu fassen und halten glaubte. Jedes Wort, jede Miene waren berechnet, und doch schien sie ganz Natur zu sein; so geschickt wußte sie zu täuschen, wenn sie wollte. Sie besaß die Schlauheit ihrer Mutter und war, in alle Intriguen der lebensklugen Matrone eingeweiht, um so gefährlicher, da sie in ihrer Schönheit und Jugend unwiderstehliche Bundesgenossen fand. Mit dem kalten Herzen eines lebenssatten Greises verband sie eine glühende Phantasie, die heißen Leidenschaften eines jungen Weibes. Sie wollte vor allen Dingen eine Rolle in der Welt spielen, ihren verzehrenden Ehrgeiz befriedigen, gleichviel unter welchen Bedingungen; ihre Seele war der sanfteren Empfindungen unzugänglich, unfähig, wahrhaft und aufrichtig zu lieben, obgleich sie jedes Gefühl, jede Neigung heucheln konnte, wo es ihr Vortheil forderte; wie ich leider an mir selbst erfahren sollte.

Die Hoffnung, an dem lebenslustigen Hofe Leopold's zu glänzen, vielleicht selbst die Aufmerksamkeit des genußsüchtigen und für weibliche Schönheit empfänglichen Kaisers auf sich zu zieh'n, hatte sie muthmaßlich nach Wien geführt. In der galanten Kaiserstadt fehlte es ihr nicht an Anbetern, aber Keiner von ihnen entsprach

ihren ehrgeizigen Wünschen und dem hohen Ziele, das sie sich gestellt hatte. Ihr Plan auf die Gunst des Monarchen war durch seinen jähen Tod vereitelt worden, so daß sie damals ernstlich daran dachte, mit ihrer Mutter Wien zu verlassen.

Grade in jener Zeit führte mich der Zufall in ihr Haus. Meine ganze Stimmung, die Langeweile des Krankenlagers machten mich empfänglicher als je für ihre Gesellschaft. Sie verstand es, mich zu unterhalten und zu zerstreun. Bald stellte sich die alte Vertraulichkeit zwischen uns wieder ein, unbefangen scherzten wir über die Vergangenheit, über unsere Jugendliebe und die Pläne unserer Eltern. Selbst des noch schwebenden Prozesses wegen der Erbschaft wurde dann und wann in einer fast heiteren Weise Erwähnung gethan und des alten Auskunftmittels muthwillig gedacht.

„Wir wollen", sagte sie lachend „unsere Advokaten sich streiten und zanken lassen, so viel sie Lust haben, während wir uns vertragen und wieder die alten Freunde sind."

„Vielleicht", entgegnete ich, in denselben Ton einstimmend, „läßt sich noch ein Auskunftsmittel finden. Wir können uns ja miteinander vergleichen."

„Doch nicht unter den alten Bedingungen?"

Sie sah mich dabei so sonderbar schelmisch mit den dunklen, blitzenden Augen an, daß ich unwillkürlich erröthete. Ich hatte ihr bisher aus mir selbst unerklärlichen Gründen meine Verlobung mit Serena verschwiegen. Immer, wenn ich Constance dies Geständniß ablegen wollte, hielt mich eine unverzeihliche Schwäche zurück. Sie schien meine Verlegenheit nicht zu bemerken und behielt den früheren scherzenden Ton bei.

„Fast muß ich glauben", sagte sie, „daß Ihr Herz nicht mehr frei ist. Sind Sie aufrichtig, Cousin, und legen Sie eine vollständige Beichte ab."

Aufgemuntert durch ihr Entgegenkommen, überwand ich meine bisherige Zurückhaltung und gestand ihr zögernd Alles. Sie hörte mir aufmerksam und anscheinend mit großer Theilnahme zu, wofür ich ihr den größten Dank wußte. Sobald das Eis einmal gebrochen war, überließ ich mich ganz und gar der Erinnerung an Serena, indem ich gleichsam das Bedürfniß empfand, mich in Constance's Augen zu rechtfertigen. Ich schilderte ihr in den glänzendsten Farben die Schönheit und Anmuth des holden Geschöpfes und erhitzte mich dabei in meinem Eifer so sehr, daß ich der abwesenden Geliebten noch höhere Reize lieh, als sie in der Wirklichkeit besaß. Je mehr ich fühlte, daß ihr Bildniß mir fremd geworden, desto mehr strengte

ich mich an, es mit den glänzendsten Farben auszustatten, als wollte ich mein Unrecht damit vor mir selber sühnen. Dabei wagte ich nicht, meiner Cousine in das Gesicht zu sehn, indem ich sie zu beleidigen fürchtete; nur als ich einmal zufällig zu ihr aufblickte, schien es mir, als ob ein höhnisches Lächeln verrätherisch um ihre Mundwinkel zuckte. Ich hielt, verletzt, in meiner Erzählung inne, aber sie forderte mich in einem so innigen Tone auf, fortzufahren, daß ich meinen Bericht zu Ende brachte, indem ich mich getäuscht zu haben glaubte.

In der That schien mein offenes Geständniß mir in ihren Augen eher genützt, als geschadet zu haben; sie behandelte mich darnach, wenn dies überhaupt möglich war, noch mit weit größerer Zuvorkommenheit und Vertraulichkeit.

„Nun", sagte sie halb ernst, halb scherzend, „da ich weiß, daß Sie bereits Ihr Herz verschenkt haben, bin ich Ihnen noch einmal so gut. Sie flößen mir weit mehr Vertrauen ein, weil ich gar nicht mehr auf meiner Hut zu sein brauche. Denken Sie sich das Unglück, wenn ich mich ernstlich in Sie verliebt hätte!"

„Sollte das möglich sein?" fragte ich fast erschrocken.

„Wer weiß, was geschehn wäre, wenn Sie mich

nicht zur rechten Zeit gewarnt hätten. Ich finde, daß Sie mir jetzt weit besser gefallen, als vor Jahren, wo wir Beide noch Kinder waren. Sie haben sich entschieden zu Ihrem Vortheile geändert."

Dabei lachte sie verführerisch und zeigte mir ihre blendend weißen Zähne, die wie Perlen zwischen den verlockenden, rothen Lippen hervorschimmerten.

„Sie spotten nur meiner", entgegnete ich, ein wenig empfindlich. „Zur Strafe sollen Sie mir von Ihrem Herzen eben so aufrichtig erzählen, wie ich es gethan."

„Ich glaube, daß ich gar kein Herz besitze, oder wenn ich eins habe, so schläft es noch, aber ich will nicht dafür stehn, daß es einmal erwachen wird."

„Und dann?"

„Dann", antwortete sie mit einem Flammenblick, „werde ich einen Mann unaussprechlich glücklich machen, wie kein anderes Weib."

V.

Constance.

Tage und Wochen vergingen; mein Arm war nach dem Ausspruch des Arztes so weit wiederhergestellt, daß ich ohne Gefahr meine Rückkehr antreten und dem bereits abgereisten Gesandten folgen konnte; dennoch zögerte ich, von meinen Verwandten Abschied zu nehmen. Gern ließ ich mich von der Tante überreden, noch zu bleiben. So oft ich an Berlin dachte, hatte ich ein peinliches Gefühl, als erwarte mich daselbst nur Unheil und Verwirrung, während ich mich hier vor allem Unglück geborgen glaubte. Ich befand mich in dem sonderbaren Zustande eines Menschen, der sich an die Gegenwart fest anklammert, weil er sich vor der nächsten Zukunft fürchtet. Ich hatte keinen andern Wunsch, als mich zu zerstreun und zu betäuben, um den quä-

lenden Gedanken und Vorwürfen meines Gewissens zu entgehn. Niemand verstand dies aber besser, als meine Cousine Constance; sie besaß in hohem Grade die Fähigkeit, mich nicht zur Besinnung kommen zu lassen. So lange sie in meiner Nähe war, empfand ich weder Langeweile, noch Bangigkeit. Ihre stets sich gleich bleibende Heiterkeit, ihre witzige Unterhaltung waren mir zum Bedürfniß geworden, unmerklich hatte sie sich mir unentbehrlich gemacht. Mit einem Lächeln, einem Scherz verscheuchte sie die düsteren Wolken, welche sich zuweilen auf meiner Stirn ansammelten. Ohne daß ich es ahnte, beherrschte sie mich vollständig; ich war zum Spielball in den Händen der vollendetsten Coquette geworden. Dennoch liebte ich sie nicht, wie ich noch immer Serena liebte; es war ein ganz anderes Gefühl, das mich zu ihr zog, das Bedürfniß, mir selber zu entfliehn, eine gewisse Blasirtheit, die nur Abwechselung und Zerstreuung um jeden Preis sucht.

Diese wurden mir von ihr hinlänglich geboten; sie war unerschöpflich in ihren Hilfsmitteln und ganz geeignet, selbst den schlimmsten Hypochonder aufzuheitern. Wie ein junges Kätzchen spielte sie mit mir und meiner finstern Laune, bis ich laut über ihre possirliche Einfälle auflachte; aber sie konnte auch ernster sein und

die Saiten einer tieferen Empfindung anschlagen, so daß man ihr mehr Herz und Innerlichkeit zutraute, als sie in der Wirklichkeit besaß. Es gab Augenblicke, wo sie mich vollkommen, wie eine gewandte Schauspielerin, täuschte und mit bewunderungswürdiger Virtuosität die ganze Skala der Seelenstimmungen, von dem ausgelassensten Jubel bis zum tiefsten Mitgefühl, anschlug. Bald war sie die Vertraute meiner geheimsten Gedanken; ich sprach mit ihr von meinen Verhältnissen, von meiner Liebe, und sie selbst forderte mich öfters auf, von Serena zu erzählen, wobei sie mit erbaulicher Andacht mir zuzuhören schien. Je offener ich aber ihr gegenüber von meiner Vergangenheit sprach, desto mehr hütete sie sich von der ihrigen zu reden. Mit Gewandtheit wich sie allen meinen Fragen aus, so daß ich stets nur so viel von ihr erfuhr, als sie für gut fand, mich wissen zu lassen. Wenn ich ihren Worten Glauben schenken konnte, so hatte sie nach dem Tode des Oheims mehrere Jahre in einer strengen Erziehungsanstalt einsam zugebracht und die übrige Zeit unter der Aufsicht ihrer Mutter auf dem ererbten Gute eben so zurückgezogen gelebt, bis sie Wien zu ihrem Aufenthalt gewählt.

Was mir jedoch zuweilen auffiel, war die Verlegenheit, die sie jedes Mal zeigte, wenn ich im Laufe

unserer Unterhaltung mich nach unsrem gemeinschaftlichen Jugendfreunde Franz erkundigte. Ich glaubte zu bemerken, daß sie abwechselnd bleich und wieder roth wurde, als ich zum ersten Male seinen Namen in ihrer Gegenwart erwähnte. Trotz der langen Trennung von ihm hatte ich das Bild des trefflichen Jungen in einem Winkel meines Herzens so treu bewahrt, daß es nur der leisesten Anregung bedurfte, um die alte Liebe für ihn wieder zu beleben. Ich war begierig, über sein Schicksal Näheres zu erfahren, aber Constance vermied es so viel als möglich, auf meine Wünsche in dieser Beziehung einzugehn, obgleich sie nicht leugnen konnte, daß sie noch öfters mit ihm in Berührung gekommen war. Auch die Mutter wich, wenn die Rede auf ihn kam, mit einer gewissen vornehmen Zurückhaltung dem Gespräche aus, so daß ich nicht wußte, was ich davon denken sollte. Aus allerlei hingeworfenen, unbestimmten Aeußerungen mußte ich zu dem Schlusse kommen, daß der Jugendfreund durch sein Betragen sich den Unwillen, wo nicht gar den Haß meiner Verwandten zugezogen habe, so daß ich es weder für schicklich, noch gerathen hielt, sie mit ferneren Fragen zu belästigen. Die geheimnißvolle Art und Weise jedoch, mit der von ihm gesprochen wurde, flößte mir unwillkürlich ein großes Interesse

für ihn ein und ich machte mir selbst Vorwürfe, mich so wenig um ihn gekümmert zu haben.

So absprechend, um nicht zu sagen feindlich, das Urtheil meiner Umgebung über den Jugendfreund lautete, so erfuhr ich doch so viel, um daraus zu entnehmen, daß er die von ihm gehegten Erwartungen nicht nur erfüllt, sondern noch übertroffen habe. Einmal entschlüpfte Constancen in meiner Gegenwart die Aeußerung: „Ich kenne keinen Mann, der sich mit ihm vergleichen läßt.“ Ein anderes Mal, als ich ihr offen daliegendes Album durchblätterte, fand ich darin das Bild eines schönen jungen Mannes, dessen edle Züge mich unwillkürlich an Franz erinnerten; so ungefähr mußte er jetzt aussehn. Unter dem Portrait standen einige Zeilen, die jedoch so sorgfältig durchstrichen und radirt waren, daß ich ihren Sinn nicht mehr zu enträthseln vermochte.

„Sollte das nicht“, fragte ich unbefangen die eben in das Zimmer eintretende Cousine, „das Bild unseres gemeinschaftlichen Jugendfreundes sein?“

„Wo denken Sie hin“, entgegnete sie fast beleidigt. „Wie käme der in mein Album?“

„Ich weiß, daß Franz Ihnen als Knabe nicht gleichgiltig war. Sie haben ihn zu meinem Leidwesen mir damals nur zu sehr vorgezogen.“

„Damals war ich ein Kind; ich wußte nicht, was ich that.“

„Und heute?“

„Heute“, erwiderte sie mit einem verführerischen Lächeln — „heute weiß ich, was ich thue, aber ich darf und kann nicht thun, was ich will und mag.“

„Und warum nicht?“

„So fragt man die Leute aus, aber ich bin kein solcher Vogel, der sich fangen läßt.“

Damit entschlüpfte sie zu ihrem Spinett, das sie meisterhaft spielte. Nach einem kurzen lustigen Präludium sang sie die folgenden Strophen mit reizender Schalkhaftigkeit:

„Ihr Schwestern seid auf Eurer Hut!
Kein Mann ist Etwas werth.
Glaubt nicht dem Falschen, was er sagt,
Und traut nicht, wenn er schwört.

Sein Herz ist wie der Schmetterling,
Der jede Blume küßt
Und, wenn er sie genossen hat,
Davon fliegt und vergißt.

D'rum laßt ihn schwärmen hin und her
Und gebt auf ihn nicht Acht;
Nur wenn sich Einer recht verbrennt,
Dann macht's wie ich und lacht!
Ha, Ha!
Dann macht's wie ich und lacht!“

Zum Schluß stieß Constance ein wildes Gelächter aus, das mir förmlich durch Mark und Bein ging; dazu gab das Instrument einen schrillen, Ohr zerreißenden Ton. Plötzlich sprang sie auf und entriß mir das Album, das ich noch immer in meinen Händen hielt. Mit demselben stürmte sie zu meiner Verwunderung wie ein toller Wirbelwind zur Thüre hinaus, so daß ich nicht wußte, was der ganze Auftritt zu bedeuten hatte. Aber grade diese Launen und bizarren Einfälle des Mädchens reizten mich; sie kam mir wie ein wunderliches Räthsel vor, das ich um jeden Preis lösen wollte. Sie beschäftigte fortwährend meine Einbildungskraft und ich machte hier zum ersten Male die Erfahrung, daß dem Manne die Frauen am gefährlichsten sind, welche mehr unsere Phantasie, als unser Herz in Anspruch nehmen. Jede Liebe hat etwas Einförmiges, der Geist aber verlangt nach Abwechselung und Beschäftigung; je größere Hindernisse er findet, desto mehr Werth legt er seiner Eroberung bei. Deshalb mag es kommen, daß wir oft einer interessanten verschlagenen Frau den Vorzug vor der reinsten Unschuld geben, wie wir den berauschenden Wein dem klaren Trunk aus der silbernen Quelle vorziehn.

Es war mir demnach keineswegs unangenehm, als

ich vom Berliner Hofe den Auftrag erhielt, noch einige Zeit in Wien zu verweilen, trotzdem mein Arm bereits so gut wie geheilt war, um das durch Bischofswerder eingeleitete Geschäft zum Abschluß zu bringen. Zugleich wurde ich Behufs dieser Angelegenheit durch einen neuen Gnadenbeweis des gütigen Königs erfreut, indem derselbe mich zum Kammerherrn und Legationssecretair ernannte. Ich war nicht wenig stolz auf meine neue Würde, besonders weil auch meine Verwandten darauf einen gewissen Werth legten; denn es war mir nicht entgangen, daß sie meiner jetzigen Stellung eine vielleicht zu hohe Bedeutung zuschrieben. Meine Eitelkeit fühlte sich dadurch nicht wenig geschmeichelt, obgleich ich nur zu gut wußte, wie wenig ich jede derartige Auszeichnung meinem Verdienste zu verdanken hatte. Nichtsdestominder ging es mir wie so Vielen, denen ein Amt Würde und Ansehn verleiht. Ich bemerkte, wie meine Tante mich noch rücksichtsvoller behandelte und sich gleichsam um meine Gunst und Protection bewarb.

Sobald meine Gesundheit wieder vollkommen hergestellt war, nahm ich auch, und zwar stets in Begleitung der mir befreundeten Damen, an den öffentlichen Vergnügungen der Kaiserstadt Theil, die nach beendeter Trauer um den verstorbenen Monarchen nur

um so glänzender und geräuschvoller sich geltend machten. Die Zahl der Feste und Feierlichkeiten wollte gar kein Ende nehmen und ich freute mich, durch meine gegenwärtige diplomatische Stellung meinen Verwandten manche Annehmlichkeit verschaffen zu können, welche sie sonst wahrscheinlich entbehrt hätten, da ich gewissermaßen die Stelle eines außerordentlichen Gesandten bekleidete. Meinerseits empfand ich dagegen das Vergnügen befriedigter Eitelkeit, wenn ich an Constancen's Seite in der Gesellschaft, oder an öffentlichen Orten erschien, wo ihre pikante Schönheit und geschmackvolle Toilette stets das größte Aufsehn erregten. Ich sah sie bewundert und angestaunt, mich dagegen von allen anwesenden Cavalieren beneidet, worüber ich im Stillen keine geringe Freude hatte. Bald gerieth ich in einen Strudel von rauschenden Zerstreuungen, so daß ich kaum mehr zur Besinnung kam; wir besuchten alle Bälle und Concerte; auch fehlten wir selten oder nie bei den herrlichen Praterfahrten, wo ich zu Pferd die Frauen in ihrer prächtigen Equipage begleitete.

Bei ähnlichen Gelegenheiten lernte ich auch ein Gefühl kennen, das mir bisher fremd geblieben war. Ich sah, daß meine Verwandten während ihres längern Aufenthalts manche Bekanntschaft unter der Wiener Aristokratie gemacht hatten, und zwar besonders in der

feinen und vornehmen Männerwelt. Meine norddeutschen Gewohnheiten und Anschauungen wurden häufig durch den vertraulichen Ton der österreichischen Sitte im Umgange mit Frauen verletzt und obgleich ich am wenigsten ein Recht hatte, meiner Cousine Vorwürfe zu machen, so gab ich ihr doch oft genug meine Empfindlichkeit über ihr nach meiner Meinung allzu freies Benehmen zu erkennen. Sie lachte mich gewöhnlich aus und spottete über meine Pedanterie, worüber ich mich nur noch mehr ereiferte, indem ich mich auf meine verwandtschaftlichen Rechte berief. Bald wußte ich, was Eifersucht sei, und trotzdem ich ein angehender Diplomat war, vermochte ich mich so wenig zu verstellen, daß auch Constance über die Natur meiner Verstimmung vollkommen aufgeklärt war. Von nun an fand sie erst eine diabolische Lust, mich bei ähnlichen Veranlassungen herauszufordern und zu reizen, so daß ich zuweilen ihr ernstlich zürnte, ohne jedoch die Kraft zu besitzen, mit der Coquetten für immer zu brechen.

Die herrliche Umgebung von Wien verlockte uns zu weiteren Ausflügen nach der Brühl, dem romantischen Helenenthal und dem reizend gelegenen Baden, wo die feine Welt während der Sommermonate sich gern erholte. Stets wußte es Constance einzurichten,

daß wir in größerer Gesellschaft derartige Partieen bald zu Pferd, bald zu Fuß unternahmen. Sie war eine kühne Reiterin und nahm sich zu Roß in knapper Amazonentracht mit dem kecken Federhut und wehendem grünen Schleier ganz besonders gut aus. Muthwillig sprengte sie voran, gefolgt von einer Schaar eleganter Reiter, die ihr wie einer mächtigen Zauberin durch den grünen Wald und die duftigen Thäler nachsetzten. Sie hatte ihre besondere Lust daran, bald diesen, bald jenen Cavalier auszuzeichnen, indem sie doch nur mit Allen ihr Spiel trieb und Keinem ihre Gunst ausschließlich schenkte. Mich aber verdroß dies Treiben; je mehr ich mich aber ärgerte, desto toller war sie und desto unbändiger ließ sie ihrer Laune die Zügel schießen. Fast wäre es bei einer solchen Gelegenheit zwischen uns zu einem ernsthaften Bruche gekommen, aber leider fehlte mir bereits die Kraft, das fein gesponnene Netz des schlauen Mädchens zu zerreißen.

Unter den sie umschwärmenden Stutzern befand sich ein junger, naseweiser Graf, der mir wegen seines geckenhaften Benehmens vorzugsweise zuwider war. Grade deshalb wurde er von ihr um so mehr bevorzugt; er durfte sie begleiten, ihr an abschüssigen Stellen des Weges seinen Arm reichen, ihren Mantel und Ueberwurf tragen: kurz er genoß alle jene kleinen

Privilegien eines beliebten Cicisbeo. In demselben Maße wuchs meine Abneigung gegen das an sich ungefährliche Männchen, über das sich auch Constance wohl nur lustig machte, da sie zu viel Geist besaß, um sich ernstlich in einen so faden Gesellen zu verlieben. Wir waren an den Fuß eines ziemlich hohen Berges angelangt, wo wir uns im Schatten einiger alten Eichen lagerten und die mitgebrachten Erfrischungen einnahmen. Hierauf wurden allerlei Gesellschaftsspiele gespielt, Räthsel aufgegeben, Pfänder verloren und wieder eingelöst. Dabei wußte es Constance stets so einzurichten, daß der Graf immer sich an ihrer Seite befand, während sie mich in einer gewissen Entfernung hielt und mir absichtlich auszuweichen schien. Von Zeit zu Zeit aber schielte sie wieder nach der Seite hin, wo ich mit schlecht verhehltem Schmollen saß. Ein solcher Blick genügte, die Wolken des Unmuths zu zerstreuen und mich von Neuem zu ihren Sclaven zu machen. Aber bald siegte der frühere Muthwille und sie überließ sich einer alle Gränzen überschreitenden Coquetterie, so daß ich auf die Länge die Geduld verlor und mich ärgerlich zurückzog, indem ich freiwillig dem Gecken das Feld räumte.

Verstimmt kehrte ich der Gesellschaft den Rücken; mein Ziel war der nahe Berg, von dessen Höhe ich

mir eine lockende Aussicht versprach. Seit langer Zeit empfand ich wieder das Bedürfniß nach Einsamkeit, die Menschen widerten mich an und ich sehnte mich nach der stillen, treuen Natur, zu der wir wie zu einer guten Mutter immer wieder zurückkehren, wenn wir von der Welt uns getäuscht und verrathen glauben. Langsam stieg ich anfänglich den ziemlich steilen Weg empor mit zögernden Schritten, da ich mich nicht enthalten konnte noch zuweilen einen Blick zurück auf das bunte Treiben zu meinen Füßen zu werfen. Ich vernahm noch das laute Lachen und ausgelassene Jauchzen der Gesellschaft und glaubte unter Allen die Stimme meiner übermüthigen Cousine herauszuhören. Unmuthig stieg ich höher und höher, bis ich nichts mehr vernahm, als das Rauschen des Windes in den Wipfeln der schlanken Fichten und das melodische Rieseln des Gebirgswassers in den Spalten der Felsen. Auf einem moosigen Stein ruhte ich aus, mich meinen Gedanken überlassend, sie trugen mich weit fort zu Serena, deren fast verblaßtes Bild plötzlich wieder lebendig vor meiner Seele stand. Meine ganze Liebe zu ihr war von Neuem erwacht und ich empfand eine unbeschreibliche Sehnsucht nach dem holden Kinde. Mein Gewissen regte sich; ich gab seiner Stimme Gehör und beschloß, da ohnehin meine Geschäfte beendet waren,

morgen Wien zu verlassen und zu ihr zurückzukehren.

Unwillkürlich drängte sich aber Constancen's Erscheinung dazwischen, anfänglich nur wie ein dunkler Schatten, aber allmälig immer lebhafter und mächtiger. Ich gefiel mir, zwischen den beiden so entgegengesetzten Naturen Vergleichungen anzustellen, wobei ich entschieden für Serena Partei nahm, indem ich ihr ideales, höheres Wesen mit fast übertriebener Aengstlichkeit vor mir hervorhob. Dennoch wollte es mir nicht gelingen, mich ganz ungestört der Erinnerung an sie zu überlassen, ein mir fremdes Gefühl hatte wider meinen Willen in meinem Herzen fest genistet, und so sehr ich mich auch bemühte, es daraus zu vertreiben, so wenig gelang es mir, meiner Stimmnng Herr zu werden. Wie ein neckender Kobold umflatterte mich die schelmische Cousine mit den blitzenden Angen und dem verführerischen Lächeln, so daß ich zuletzt mit mir selber zürnte. Diese vergeblichen Anstrengungen vermehrten aber meinen Aerger über ihr rücksichtsloses Benehmen und befestigten mich nur noch in meinem gefaßten Entschlusse, sie zu meiden und so schnell als möglich abzureisen.

Jetzt erst war ich wieder mit mir zufrieden und ich empfand fast eine geheime Schadenfreude, indem

ich mir recht lebendig ihre Bestürzung ausmalte, wenn ich ihr mein eben gefaßtes Vorhaben verkündigte. Um mich darin nur noch mehr zu bestärken, entflammte ich mich zu einer künstlichen Wuth gegen sie, absichtlich vergrößerte ich ihre wirklich vorhandenen Fehler und dichtete ihr noch dazu fremde Gebrechen an, ohne zu ahnen, wie sehr sich dadurch meine bereits zu einer bedenklichen Höhe gesteigerte Leidenschaft verrieth.

Unter solchem Zwiespalt mit mir selbst war ich auf die Spitze des Berges gelangt, von wo ich zwar einen Blick auf die herrliche Aussicht warf, aber zu sehr mit mir beschäftigt war, um ihre Schönheit wie zu jeder andern Zeit zu genießen. Die oben herrschende Stille hatte etwas Beängstigendes für mich und da die Sonne sich zum Untergange neigte, beschleunigte ich die Rückkehr, um die übrige Gesellschaft nicht auf mich warten zu lassen. Auch auf dem Heimwege beschäftigte ich mich vorzugsweise mit dem Gedanken an die Wirkung meines Entschlusses auf Constancen und ich weidete mich im Voraus an den vermeintlichen Triumph, den ich bei dieser Gelegenheit über sie feiern würde. Ich schwankte nur noch wegen der Art und Weise des von ihr zu nehmenden Abschiedes, den ich mir bald kalt und gemessen, bald freundschaftlich, aber ernst, mit der nöthigen Auseinandersetzung wegen ihres

verletzenden Betragens vorstellte; da ich es für meine verwandschaftliche Pflicht hielt, ihr eine förmliche Strafpredigt zu halten und sie für die Zukunft zu warnen. Während, ich so mit ihr beschäftigt, ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, hörte ich plötzlich aus den Büschen ein lautes, mir bekanntes Lachen erklingen. Im nächsten Augenblicke hatte Constance meinen Arm gefaßt, den ich, ohne ungalant zu sein, ihr nicht entziehn konnte. Die Anstrengung des ungewohnten Steigens hatte ihre Wangen geröthet, ein Kranz von Waldblumen wiegte sich auf ihrem dunklen Lockenkopf, den sie, der Mode trotzend, ungepudert trug. Um nicht im Gehn gehindert zu werden, hatte sie ihr langes Reitgewand hoch aufgeschürzt und mit Nadeln festgesteckt, so daß der kleine Fuß und die zierlichen Knöchel sichtbar wurden. In der Hand hielt sie eine leichte Reitgerte mit goldenem Knopf wie den Zauberstab einer mächtigen Fee. Bei diesem Anblicke verschwanden alle meine guten Vorsätze und mein angenommener Ernst; ich unterdrückte die Strafpredigt, welche ich bereits im Stillen ausgedacht hatte, da ich mich nur damit lächerlich zu machen fürchtete. Vorläufig begnügte ich mich, nur eine Gleichgiltigkeit und Kälte zu heucheln, welche ich weit entfernt war zu empfinden.

„Wo kommen Sie her?“ fragte ich in einem anscheinend ruhigen Tone.

„Von der Gesellschaft, die mich zu langweilen anfing. Ach Cousin! Sie wissen gar nicht, wie langweilig die Menschen mir vorkommen. Ich fand es ganz natürlich, daß Sie sich fortstahlen, und Sie sehen, daß ich ebenfalls Ihrem Beispiele gefolgt bin.“

„Sie haben Unrecht gethan, man wird Sie vermissen; was mit mir nicht der Fall ist.“

„Was liegt daran? Ich frage nichts nach den Leuten; sie sind mir Alle zuwider, oder mindestens gleichgiltig.“

„Auch Graf Xaver?“

„Der am allermeisten.“

„Dann finde ich es Unrecht, daß Sie mit ihm Ihr Spiel treiben und ihm Veranlassung geben, sich Ihnen nur zu sehr zu nähern.“

„Sie werden doch nicht glauben, daß ich mich für den Gecken interessire? Er ist nur ein Spielzeug, mit dem ich mich in Ermangelung von etwas Besserem unterhalte.“

„Ich fürchte, daß in Ihren schönen Augen alle Männer nur ein Spielzeug sind.“

„Und wenn es so wäre, wer trägt die Schuld? Die Männer selbst verdienen es nicht besser; sie sind mit wenigen Ausnahmen nicht mehr werth, als von den

Frauen getäuscht zu werden. Betrachten Sie sich doch einen solchen Herrn der Schöpfung in der Nähe; er besitzt grade so viel Geist wie in mein Nadelbüchschen geht, sein Witz ist so dünn wie ein Zwirnfaden, aber seine Eitelkeit so stark wie ein Schiffstau. An der Stelle des Herzens befindet sich ein Geldbeutel, oder ein Einmaleins und die Liebe ist für ihn nur ein Rechenexempel. Wozu sind solche Püppchen da, als höchstens mit ihnen zu spielen?"

„Nicht alle Männer sind solche Schwächlinge, wie Sie schildern."

„Aber die Meisten vollendete Egoisten. So lange eine Frau ihnen begehrenswerth erscheint, aber klug genug ist, ihnen zu widerstehn, erniedrigen sie sich zu der gemeinsten Sklaverei, kriechen sie vor ihr im Staube. Weh' ihr, wenn sie sich täuschen läßt! Aus dem Sklaven wird ein Tyrann, aus dem Diener, der zu ihren Füßen lag, ein unerträglicher Herrscher. Mit dem Besitz entflieht die Liebe und die angebetete Göttin sinkt zur gewöhnlichen Magd herab, die nur noch für die Bedürfnisse des Hauses zu sorgen hat und keinen freien Willen kennt."

„Sie übertreiben und fast möchte ich annehmen, daß Sie bis jetzt noch keinen wahren Mann gesehn und gekannt haben."

„So zeigen Sie mir Einen, wie ich ihn bisher vergebens gesucht und bis zu diesem Augenblicke noch nicht gefunden habe. Ich will ihn anbeten und lieben so heiß, so innig, wie ich nie zuvor geliebt. Ich würde ihn mit Rosen kränzen und mein Herz vor ihm hingießen wie Opferwein. Ein Königreich für einen solchen Mann, ein ganzes Leben für einen Kuß von seinen Lippen!“

Ihre Wangen glühten, ihr strahlendes Auge schoß auf mich seine lodernden Blitze; plötzlich ruhten meine Lippen auf ihrem glühenden Munde, ohne daß ich wußte, wie es so gekommen war. Unser heißer Athem vermischte sich zu einer verzehrenden Flamme; wir stammelten in wildem Entzücken halbe Geständnisse, unterdrückte Gefühle. Ich hielt Constancen in meinen Armen und drückte sie fest an meine Brust bis sie sich gewaltsam losriß und ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

„Was werden Sie von mir denken?“

„Daß Du ein Engel bist, der mir zu spät erschienen.“

„Unsere Liebe ist ein Verbrechen.“

„Nur ich trage die Schuld allein; Dich kann kein Vorwurf treffen.“

„Doch, ich bin zu schwach gewesen. Warum habe ich mein unseliges Geheimniß nicht besser bewahrt!“

Ich hörte nun ihr stilles Weinen und sah, wie die Thränen von ihren langen Wimpern niedertropften. Länger konnte ich mich nicht bezwingen; ich kniete zu ihren Füßen nieder und suchte sie zu beruhigen, indem ich sie mit Schmeicheleien und Liebkosungen überhäufte. So verstrickte ich mich immer mehr in ihre Schlingen, ein unsichtbares Netz hielt mich gefangen, das ich nicht zerreißen konnte, selbst wenn ich es gewollt hätte. Von den widerstrebendsten Gefühlen ergriffen, stieg ich mit Constancen, die sich auf meinem Arm stützte, den Berg herab; ich wagte es kaum ihr in das Gesicht zu sehn, als wenn ich gegen sie ein großes Unrecht begangen hätte. Die übrige Gesellschaft erwartete uns und da es bereits dunkel geworden war, traten wir insgesammt den Heimweg an, wobei der geckenhafte Graf sich wieder ausschließlich mit meiner Cousine beschäftigte, wofür ich ihm jetzt fast dankbar war, da ich eine Scheu empfand, nach dem eben stattgefundenen Ereignisse mich ihr zu nähern.

VI.

Heimkehr.

Trotzdem ich mich sehr müde fühlte, brachte ich die folgende Nacht fast schlaflos zu; mein kurzer Schlummer wurde noch von unruhigen Träumen unterbrochen. Gegen Mitternacht war es mir, als hörte ich meinen Namen von einer bekannten Stimme ängstlich rufen, so daß ich erschrocken emporfuhr. Im blassen Mondschein glaubte ich eine Vision zu haben, ein trauter Schatten schwebte leise durch das Zimmer und bewegte sich lautlos nach der Thür. Ich sprang verwirrt von meinem Lager auf, um die vermeintliche Erscheinung festzuhalten, aber ich faßte nur die leere Luft. Mich überkam mit einem Male eine tiefe, unerklärliche Traurigkeit, als hätte ich so eben einen unersetzlichen Verlust erlitten. Da ich zu aufgeregt war,

um wieder einzuschlafen, trat ich an das Fenster. Der silberne Mond blickte mich wehmüthig an, unwillkürlich mußte ich dabei an Serena denken, so mild und überirdisch wie sein himmlisches Licht strahlte auch ihr Bild in das Dunkel meiner Seele.

Mir war es jetzt eine schmerzliche Freude, unter den quälendsten Vorwürfen ihrer zu gedenken, wobei ich mir meiner eben erst begangenen Untreue vollkommen bewußt und klar wurde. Mit einer Art von zerfleischender Wuth wühlte ich in meinem Innern, jede Sünde meines bisherigens Lebens gewaltsam hervorzerrend und über meine eigene Schlechtigkeit zu Gericht sitzend. Mein ganzes Dasein erschien mir jetzt als eine fortlaufende Kette von Verrath und Bosheit, so daß ich den tiefsten moralischen Ekel vor mir selber empfand und die innere Lüge und Hohlheit meines Charakters wie noch nie erkannte. Diese Selbstvernichtung ging so weit, daß ich vielleicht meinem Leben ein Ende gemacht hätte, um der eigenen Verachtung zu entgehn, wenn ich eine Waffe in meiner Nähe gefunden hätte, so groß war diese innere Qual.

Endlich sank ich, geistig und körperlich vernichtet, wieder auf das Bett, wo ich aus Erschöpfung in einen dumpfen, unerquicklichen Halbschlummer verfiel, der bis zum späten Morgen dauerte. Die Sonne schien

bereits hell in meine Fenster, als ich meine Augen aufschlug, um sie bald wieder zu schließen, da ich das Licht nicht zu ertragen vermochte. Am liebsten wäre ich gar nicht mehr erwacht, der Tag widerte mich an und das Leben mit seiner sich gleich bleibenden Thätigkeit schien mir eine unerträgliche Last. Schon zweimal hatten meine Verwandten nach mir geschickt und sich nach mir erkundigen lassen, beunruhigt wegen meines ungewohnten Ausbleibens, da ich mein Frühstück mit ihnen gemeinschaftlich einzunehmen pflegte. Ich mußte mich endlich entschließen aufzustehn und mich anzukleiden, obgleich ich mich vor dem Zusammentreffen mit Constancen fürchtetete. Sie kam mir in einer ausgesuchten Morgentoilette mit verweinten und besorgten Blicken entgegen. Ein schmachtender Ausdruck des umflorten Auges und die Blässe ihrer Wangen verliehen ihr einen besonderen Reiz und verriethen mir, daß auch sie meine Unruhe vielleicht getheilt, worüber ich, ohne mir Rechenschaft davon zu geben, eine geheime Freude empfand. Je stiller sie gegen ihre Gewohnheit war, desto gesprächiger zeigte sich die liebe Tante. Sie überließ sich einer großen Zärtlichkeit gegen mich und gedachte auch meines Vaters mit versöhnlicher Liebe, indem sie des unseligen Processes ausführlicher als sonst Erwähnung that.

„Wie gern“, sagte sie gerührt, „würde ich jedes Opfer bringen, um mich mit dem geliebten Bruder wieder auszusöhnen, der mein schwesterliches Herz so ganz und gar verkennt. In meinem Innern habe ich schon unzählige Male jene unglückliche Erbschaft verwünscht, die mich die Liebe meiner nächsten Verwandten kostet. Was würde ich nicht darum geben, wenn sich irgend ein Arrangement treffen ließe! Leider aber ist Dein Vater bisher für alle Vorschläge, die ich ihm thun ließ, unzugänglich gewesen.“

„Ich kenne“, entgegnete ich, „seine Hartnäckigkeit; doch gebe ich darum nicht jede Hoffnung auf. Auch mir würde es angenehm sein, das alte verwandtschaftliche Verhältniß wieder herstellen zu können. Was in meinen Kräften steht, will ich gern thun, um die fatale Angelegenheit zu beenden.“

„Das habe ich auch von Dir erwartet. Darum preise ich den Zufall, der Dich in unser Haus geführt. Du hast Dich hinlänglich überzeugen können, daß wir keineswegs so gehässige Gesinnungen hegen, wie Dein Vater glaubt.“

„Im Gegentheil habe ich so viel Liebe und Güte bei Ihnen gefunden, daß ich ewig ihr Schuldner bleiben muß. Um so mehr ist es mir daran gelegen, jene unseligen Streitigkeiten innerhalb der Familie be-

seitigt zu sehn. Leider aber muß ich offen bekennen, daß ich selbst so gut wie gar keinen Einfluß in dieser Sache auf meinen Vater ausüben kann."

„Und doch bist Du die Hauptperson in dem Processe; denn so viel ich von unserem Advokaten erfahren habe, wird derselbe nur in Deinem Namen geführt. Es handelt sich dabei um das beabsichtigte Majorat, das Dir allerdings schriftlich und mündlich von dem seligen Onkel bestimmt und zugesichert war. Hierauf gründen sich auch hauptsächlich Euere Ansprüche, denen allerdings die Bestimmungen des Testamentes entgegenstehn. Es kommt nur darauf an, einen billigen Vergleich zu finden, zu dem ich mit tausend Freuden meine Hand reichen würde."

„Sie sollen mich gewiß bereit finden, eine Versöhnung herbeizuführen; doch zweifle ich noch immer an die Einwilligung meines Vaters zu einem derartigen Abkommen."

„Dieselbe ist durchaus nicht unumgänglich nothwendig, da Du bereits majorenn geworden bist. Ich bin gern erbötig, jede einigermaßen annehmbare Bedingung einzugehn. Wie oft habe ich es schon bedauert, daß das vor Jahren von mir beabsichtigte Auskunftsmittel jetzt zur Unmöglichkeit geworden ist.

Mit tausend Freuden hätte ich Dich als meinen Sohn begrüßt; jedoch geht das Herz der Jugend seinen eignen Weg und nur zu spät erkennt der Mensch das, was ihm einzig nutzt und frommt."

Unwillkürlich mußte ich nach der Seite hinsehn, wo Constance, ohne an unserem Gespräche Theil zu nehmen, sich mit einer Stickerei angelegentlich beschäftigte. Unsere Blicke begegneten sich und ich glaubte in ihren Mienen eine holde Verwirrung und Trauer zu bemerken, die meiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelte.

„Wie ich gehört habe", fuhr die gute Tante mit einem schweren Seufzer fort, „kann sich der Proceß noch Jahre so hinschleppen, ehe das Gericht ein definitives Urtheil fällt. Um so mehr liegt eine Verständigung in unserem beiderseitigen Interesse, abgesehn von dem Skandal, den ein derartiges Familienzerwürfniß stets mit sich führt. Sollen so nahe Verwandte der Welt ein Schauspiel des Hasses und der Lieblosigkeit geben, darf unser Name geschändet werden? Ehren wir so das Andenken des edlen Todten, der uns Alle mit gleicher Zärtlichkeit umfaßte? Muß sein Geist nicht in jenen seligen Gefilden den tiefsten Schmerz empfinden, wenn er seine Familie von wilder Feindschaft zerrissen sieht? In seinem Namen be-

schwöre ich Dich, seinen Willen zu ehren und jenen unseligen Proceß fahren zu lassen."

Diese pathetische Rede der Tante wurde zur rechten Zeit durch einen Thränenstrom unterstützt, der den theatralischen Eindruck wesentlich verstärkte. Auch Constance war von ihrer Arbeit aufgesprungen und umarmte weinend ihre Mutter. Ich hätte ein Barbar sein müssen, um einem so rührenden Schauspiele zu widerstehn, zumal ich beiden Frauen in einem so hohen Grade mich verpflichtet fühlte. Ich gab daher mein Ehrenwort, den Proceß selbst gegen den Willen des Vaters durch einen Vergleich zu beenden, dessen nähere Bedingungen durch unsere Advokaten noch festgestellt werden sollten. In meiner Befangenheit ahnte ich freilich nicht, daß ich nahe daran war, die ganze Erbschaft zu gewinnen, da nach Aussage der glaubwürdigsten Zeugen der verstorbene Onkel sich bei der Abfassung des Testamentes in einem Zustande von Unzurechnungsfähigkeit befunden hatte, während aus seinen Briefen unzweideutig hervorging, daß er ursprünglich beabsichtigte, mir das Majorat zu hinterlassen. In Ermangelung eines giltigen Testamentes wären dann allerdings die streitigen Güter zunächst der Krone zugefallen, aber durch die Gunst und Gnade des Königs, wie durch die Protektion meiner Beschützerin

durfte ich mit Sicherheit darauf rechnen, daß dieselben später mir überlassen worden wären. Diesen Plan hatte mein Vater mit Madame Rietz und dem Grafen Gugumos verabredet gehabt, ohne mich davon in Kenntniß zu setzen. Jetzt reichte ein Federzug von meiner Hand hin, alle seine Aussichten und Hoffnungen von Neuem in Frage zu stellen.

Trotz eines so großen Opfers war Constance keineswegs befriedigt; sie spielte die Rolle der Gekränkten mit wahrer Meisterschaft. So bald ich wieder allein mit ihr war, nahm ihr Gesicht einen schmerzlich vorwurfsvollen Ausdruck an, so daß ich mit ihr das tiefste Mitleid empfand und mir die größten Vorwürfe machte. Ich hätte es für eine unverzeihliche Grausamkeit gehalten, sie in ihrem jetzigen Zustande zu verlassen. Wie die meisten Männer in einer ähnlichen Lage maß ich mir allein alles Unrecht zu, indem ich mir einbildete, ihre liebevolle Schwäche gemißbraucht zu haben. Sie ließ mich in diesem Wahn, den sie wo möglich noch durch ihr Benehmen zu verstärken wußte.

„Ich will zu vergessen suchen", sagte sie mit bebender Stimme, „was zwischen uns vorgefallen ist. Sie haben nicht recht an mir gehandelt."

„O!" rief ich, von ihrem geheuchelten Schmerz

ergriffen. „Meine Schuld kann nicht größer sein, als meine Reue. Sie können mir keinen Vorwurf machen, den ich mir nicht schon selbst gemacht habe. Die ganze Nacht habe ich unaussprechlich gelitten.“

„Und ich! Was soll aus mir werden? Warum war ich so schwach? Und doch kann ich Ihnen nicht zürnen; ich klage Sie nicht an, nur das eigene, verrätherische Herz, das in einem unbewachten Augenblicke seine Pflicht vergaß.“

Ein heißer Thränenstrom entstürzte ihren schönen Augen und vermehrte meine Qual und Verwirrung. Ich konnte sie nicht weinen sehn und verdoppelte meine Zärtlichkeit, um sie zu beruhigen, ohne daran zu denken, daß ich dadurch ihr neue Gelegenheit zur Klage gab und zu dem früheren Vergehn frische Sünden häufte. Sie aber benutzte diese großmüthige Schwäche nach ächter Frauenart, indem sie mich bald anzog, bald zurückstieß und endlich meinem Drängen nachzugeben schien, so daß ich am Ende ihr noch weit mehr verpflichtet wurde und bereuend nur noch die Summe meiner Schuld vergrößerte.

So war ich in ein Gewirre der feinsten Fäden hineingerathen, von denen ich mit jedem Tage unmerklich immer fester umsponnen wurde. Zu meiner Schande muß ich leider eingestehn, daß mir dieser

Zustand keineswegs unangenehm war, und wenn ich mich auch in einem Anfalle ohnmächtiger Reue herausreißen wollte, so bedurfte es nur eines Wortes aus dem Munde der Zauberin, eines Seufzers oder schwermüthigen Blickes, um alle meine guten Vorsätze zu vereiteln. Mir ging es wie Rinaldo in den Zaubergärten Armida's; ein Stück meiner moralischen Rüstung fiel nach dem andern ab, bis ich in meiner ganzen Blöße ohne Vertheidigung dastand und mich der schönen Feindin ohne Widerstand, selbst mit Wonne gefangen gab. Ich trank aus dem berauschenden Becher der Verführung, bis ich meine Besinnung verloren und taumelnd auf das Rosenlager der verbotenen Lust niedersank.

Ich weiß nicht, wie lange noch dieser Zustand gedauert hätte, wenn ich nicht durch die Macht der Verhältnisse gezwungen worden wäre, Wien zu verlassen. Meine Geschäfte waren beendet und ich hatte keinen Vorwand mehr, länger zu zögern, als ich von meinem Hofe den Befehl erhielt, nach Berlin mit dem abgeschlossenen Vertrage zurückzukehren. Nur mit Widerstreben folgte ich der dringenden Aufforderung, der ich zuletzt doch nachgeben mußte, da ich keinen irgend annehmbaren Grund für mein längeres Verweilen auffinden konnte. Es war weniger Leidenschaft für Con-

stance, was mich hier festhielt, als ein banges Gefühl meiner Schuld gegen Serena, deren bloße Erinnerung mich schon mit schmerzlichen Vorwürfen mahnte. Ich fürchtete ihren klaren, reinen Blick, noch mehr ihre prophetische Sehergabe, womit sie in der Tiefe meiner Seele las. Endlich schlug die gefürchtete Abschiedsstunde, wobei wir uns ingesammt weit maßvoller benahmen, als ich erwartete. Die Aufregung derselben wurde allerdings dadurch wesentlich gemildert, daß meine Tante die Hoffnung aussprach, in kurzer Zeit ihre hiesigen Angelegenheiten zu ordnen und mir nach Berlin zu folgen, da sie nichts mehr an Wien fesselte. Sie unterließ nicht, mich in zarter Weise an mein Versprechen zu erinnern, und ich wiederholte nochmals mein gegebenes Wort, den für alle Theile gleich unangenehmen Proceß durch einen billigen Vergleich zu beenden, wenn ich auch im Stillen an der Zustimmung meines Vaters zweifeln mußte. Constance überreichte mir zum Andenken ein gesticktes Taschenbuch; als ich dasselbe öffnete, erblickte ich eine trefflich gemalte Landschaft, jenen romantischen Berg, wo wir uns unter so leidenschaftlichen Verhältnissen begegneten.

Unter dem Fenster schmetterte das Horn des lustigen Postillons, ich durfte nicht länger zögern und warf mich in eine Ecke des Wagens, mich meinen Gedanken

überlassend. Ein eigener Zustand bemächtige sich dabei meiner Seele, den ich mir nicht zu erklären vermochte. Mit jeder Meile, die ich mich von Wien entfernte, schien auch die Macht zu schwinden, welche meine Cousine auf mich ausübte. Der Zauber war gelöst und wenn auch nicht mit vollem Bewußtsein, empfand ich doch, daß Constance zu jenen Frauen gehörte, die hauptsächlich durch ihre Gegenwart und ihre unmittelbare Nähe wirken, während es ihnen versagt ist, einen bleibenden und tieferen Eindruck zu hinterlassen. So sehr ich mich auch bemühte, ihr verblassendes Bild festzuhalten, so wenig gelang es mir damit; selbst ihre äußeren Züge verschwammen in einen dämmernden Nebel und schon nach einigen Stationen war es mir, als wären Jahre darüber vergangen, daß ich sie zum letzten Male gesehn. In demselben Maße aber wuchs meine Sehnsucht nach Serena, vermischt mit einem peinlichen Gefühl, das sich bis zu einer unerträglichen Unruhe steigerte. Ich konnte kaum den Augenblick erwarten, wo ich sie wieder erblicken und in meine Arme schließen sollte.

Mein eigenes Herz war mir ein Räthsel geworden; denn ich verhehlte mir nicht, daß ich eine doppelte Leidenschaft in demselben barg, die je nach Zeit und Gelegenheit, bald nach der einen, bald nach der andern

Seite neigte. Zuweilen wünschte ich wohl, daß die Natur beide mir gleich theuern Frauen zu einem einzigen Wesen vereint und so geschaffen hätte, daß Serena's überirdische Erscheinung in Constance's sinnlicher Lebenslust ihr Gegengewicht gefunden, daß die Cokletterie dieser durch die Innigkeit jener gedämpft und gleichsam verklärt worden wäre. Ich empfand immer klarer diesen Zwiespalt, der zum Theil in mir, zum Theil in den Verhältnissen lag, ohne ihn bewältigen zu können, wie ich gewünscht. So schwankte ich zwischen dem Himmel und der Erde, zwischen Ideal und Wirklichkeit wie das Eisen von zwei gleich starken Magneten angezogen, die je nach ihrer nähern oder ferneren Stellung ihren Einfluß üben.

Im gegenwärtigen Moment war es jedoch vorzugsweise Serena, der sich meine ganze Liebe zuwendete. Ihr Andenken umschwebte mich fortwährend und ich malte mir das Wiedersehn mit den lebhaftesten Farben aus. Selbst im Schlafe, dem ich mich in dem bequemen Reisewagen überließ, erschien mir die ätherische Gestalt; ich sah in ihre tiefen Augen, die wie ein geheimnißvoller See die Bläue des Himmels wiederspiegelten; ich las in ihren seelenvollen Zügen, dem Abdruck der reinsten, fleckenlosen Seele; ich drückte sie an mein Herz und hauchte einen Kuß auf ihre zarten Lippen.

Mitten in diesem Glücke aber überschlich mich eine unaussprechliche Traurigkeit, ein banges Gefühl meiner Schuld, als wäre ich nicht werth, den keuschen Mund mit meinen entweihten Lippen zu berühren. Plötzlich, als hätte sich meine Empfindung wie ein zerstörendes Gift ihr mitgetheilt, erbleichte sie in meinen Armen, auf ihren holden Wangen lagerten sich die Schatten des Todes, ihre Augen schlossen sich für immer. Ich lauschte auf das Pochen ihres Herzens, aber es stand still und kein Laut war zu hören. Erschrocken fuhr ich aus meinem Traum empor und stieß einen wilden Schrei aus, daß der Postillon und mein Diener zusprangen, weil sie glaubten, daß mir ein Unglück zugestoßen. Bald wurde ich gewahr, daß ich nur geträumt, dennoch konnte ich nicht sogleich Herr meiner trüben Ahnungen werden.

Damals, wo man die Schnelligkeit unserer heutigen Eisenbahnen nicht kannte, dehnte sich eine Reise von Wien nach Berlin auf mehrere Tage aus. Mit jeder Meile stieg meine Ungeduld und ich versprach dem Schwager jedes Mal ein reichliches Trinkgeld, wenn er die Fahrt beschleunigte. Ich konnte mir durchaus keine Rechenschaft von dieser ängstlichen Hast geben, aber ich wünschte mir jetzt Flügel, um die mir eine Ewigkeit dünkende Entfernung zu durchfliegen. Ohne

einen wirklichen Grund zu haben, überließ ich meinen Befürchtungen und den düstersten Gedanken, obgleich ich erst vor wenigen Tagen von Gugumos einen Brief erhalten hatte, der mich in Betreff Serena's vollkommen beruhigen konnte. Sie selbst hatte einige Zeilen von ihrer Hand hinzugefügt, worin sie sich über ihre Gesundheit befriedigend aussprach, obgleich ein wehmüthiger Ton über das Blatt nach ihrer Gewohnheit ausgegossen war. „Ich fühle mich besser", schrieb sie mir, „so leicht wie ein Vöglein, das davonfliegen will; aber noch darf ich nicht die Erde verlassen, bevor mein Tagewerk gethan ist. Jeder Mensch, und sei er noch so unbedeutend, hat eine Aufgabe zu erfüllen, kein Dasein ist umsonst auf dieser Welt, selbst die kleinste Blüthe hat ihren Zweck und wäre sie auch nur dazu da, um in ihrem Kelch ein Tröpfchen Thau für ein durstiges Mückchen zu beherbigen. Ich beschäftige mich mit Dir und bete viel; fortwährend muß ich an Dich denken, so daß ich manchmal den Himmel darüber vergesse und eine Sünde zu begehn glaube, wenn allzu große Liebe Sünde sein kann. Zuweilen lese ich auch, um mich zu zerstreun, aber die weltlichen Bücher widern mich an, weil in ihnen nur selten Wahrheit ist. Eine Geschichte jedoch, die ich in einem wunderlich alten Folianten gefunden, hat mich tief gerührt, weil

ich wieder dabei an Dich erinnert wurde. Sie handelt von einem großen Sünder, der wegen eines schweren Verbrechens zum Tode verurtheilt, aber begnadigt wurde, weil eine reine, unbescholtene Jungfrau beim Anblick des Unglücklichen ein so tiefes Mitleid mit ihm fühlte, daß sie laut erklärte, sein Weib werden zu wollen, um ihn vom Tode zu retten; worauf der Verurtheilte, nach einem alten Herkommen, aller Schuld ledig wurde und freigegeben werden mußte. So hat auch unser Heiland die Sünden der Welt auf sich genommen und mit seinem Blute die Welt erlöst. Ein Weib aber kann nicht mehr thun, als sich selbst und seine Unschuld opfern. So erfüllt sie ihre Bestimmung und in diesem Sinne habe auch ich mich Dir hingegeben, um Dich zu retten."

Tief ergriffen mich diese Worte, die ich immer von Neuem las; sie waren für mich das Evangelium der Liebe, die Offenbarung eines göttlichen Herzens, das die irdische Leidenschaft zur reinsten Frömmigkeit erhob und heiligte. Je länger aber ich die Zeilen las, desto wehmüthiger wurde ich, desto mehr erkannte ich die Todesahnung, die aus ihnen sprach wie aus einem letzten Vermächtniß.

„Schneller, schneller!" rief ich dem Postillon zu, der die müden Pferde zur ungewohnten Eile antrieb.

Der Wagen flog dahin, aber viel zu langsam für

meine Ungeduld, obgleich wir nur noch wenige Meilen von Berlin entfernt waren. Ich verwünschte den sandigen Weg, weil er mich am schnellen Fortkommen hinderte. Mit welcher Freude begrüßte ich von Ferne die schimmernden Lichter, welche mir in der Dunkelheit die Nähe der Residenz verkündigten! Ich ließ vor Ungeduld den Wagen nicht vor meinem Quartier, sondern an der Wohnung des Grafen Gugumos halten. Mit klopfendem Herzen stürmte ich die Treppe hinauf; es dauerte eine Ewigkeit, ehe mir geöffnet wurde. Ein fremder Diener trat mir entgegen und wollte meinen Namen zuvor wissen, um mich zu so später Stunde erst zu melden. Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, drängte ich ihn zur Seite, indem ich in das nächste Zimmer eilte, wo ich Gugumos mit dem Ordnen seiner Papiere fand. Die gepackten Koffer und Kisten deuteten auf eine nahe Abreise, Alles verrieth einen hohen Grad von Zerstörung, auf dem Tische stand ein verwelktes Bouquet von weißen Rosen, die Lieblingsblumen Serena's, auf Stühlen und Sopha lagen Mäntel und andere Kleidungsstücke ausgebreitet, Schränke und Commoden waren offen und ausgeleert. Ein eigenthümlicher Geruch von verbranntem Weihrauch oder ähnlichem katholischen Räucherwerk schlug mir entgegen und beengte meine Brust.

„Wo ist Serena?“ fragte ich, wunderbar ergriffen.

Statt mir zu antworten, deutete Gugumos nach der nächsten Thür, indem er mich bedeutungsvoll anschaute. Ich wagte nicht, weiter zu forschen, meine Kniee wankten und zitterten, bebend legte ich die Hand an das Schloß, kaum trugen mich noch meine Füße; ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe. Ich wankte nach dem bezeichneten Saale; meine Augen suchten die Geliebte und sie fanden — eine Leiche. Im dunklen Sarge lag die bleiche Serena, als wenn sie schlummerte; ein weißes Todtengewand bedeckte ihre kalten Glieder; das holde Haupt schmückte der jungfräuliche Myrtenkranz. Die Hände waren ihr auf der Brust wie zum Gebet gefaltet, zwischen denselben hielt sie das Bild des Erlösers. Zu ihrem Haupte brannten die geweihten Kerzen, ihren Schimmer über die liebliche Erscheinung verbreitend, zu ihren Füßen kniete eine Frau in Trauerkleidern, hingestreckt in verzweiflungsvollen Mutterschmerzen. Ich stieß einen lauten Schrei aus und stürzte, wie vom Blitz getroffen, neben dem Sarg zur Erde.

Als ich wieder zur Besinnung kam, starrte ich wie ein Wahnsinniger mit rollenden Augen um mich, bis mein Blick auf die Todte fiel. So hatte ich doch nicht geträumt, Serena war nicht mehr. Dieser eine

Gedanke war Alles, was mir übrig blieb; er hatte die ganze übrige Welt verschlungen. Es war nicht Trauer, was ich um sie fühlte, auch konnte ich nicht einmal weinen, der Trost der Thränen war mir versagt; ich versank in ein dumpfes Brüten, das nach und nach sich in die zerfleischendste Reue umwandelte. Das Bewußtsein meiner Schuld stand riesengroß vor mir und ich hatte nicht einmal den Trost, daß sie mir vergeben. Ach! der Tod ist der grausamste Gläubiger und mahnt uns an unsere Sünden mit unerbittlicher Strenge. Erst bei seinem Anblick wird uns klar, wie oft wir die Treue gebrochen, die hingebendste Zärtlichkeit gekränkt, das liebevollste Herz verletzt. Ohne Schonung deckt er die geheimsten Schäden unserer Seele, die verborgensten Gedanken vor uns auf, seine kalte Hand zerreißt das Truggewebe der Eitelkeit und der egoistischen Heuchelei, er reicht uns den bitteren Trunk der Selbsterkenntniß; denn vor ihm zerfällt der irdische Schein zu Staub, weil in ihm die ungeschminkte Wahrheit ist. Zu spät! das schreckliche Wort klang fort und fort in meinen Ohren, ich war zu spät gekommen, um meine Fehler wieder gut zu machen. Meine Reue war umsonst und weckte nicht mehr die Todte wieder auf.

Aber allmälig theilte sich auch mir die Ruhe und

der heilige Friede mit, welcher die Dahingeschiedene umschwebte. Ihre sanften Engelszüge sagten mir: sie hat vergeben und zürnet Dir nicht. Wie die reine Lilie, ohne Schuld und Fehl, lag sie in ihrem Sarge, mit Blumen und Kränzen bedeckt, gleich einer Braut des Himmels, ein rührender und doch zugleich besänftigender Anblick. Der Tod hat an ihr seine Macht verloren und sie nur zu verklären vermocht. Wunderbarer Weise waren ihre sonst so bleichen Wangen von einer lieblich leisen Röthe angehaucht, wie es zu geschehn pflegte, wenn ich sie sonst geküßt. Man hätte darauf schwören mögen, daß sie nur träumte und im seligen Traume lächelte. Je länger ich sie ansah, desto ruhiger wurde es in meinem Innern, wie vor einer Heiligen verbargen sich vor ihr die Schlangen der Reue und die Qualen eines schuldbewußten Gewissens. Jetzt erkannte ich, daß die Todten Wunder thun können und selbst die entseelte Hülle eines so reinen Wesens Segen und eine geheimnißvolle Heilkraft ausströmt.

Erst jetzt war ich im Stande, mich der gebeugten Mutter Serena's zu nähern und mit ihr von den letzten Tagen der Verstorbenen zu reden. Auch das war ein Trost für uns Beide; die Erinnerung an die geliebte Todte träufelte Balsam in unsere wunden Herzen; denn es giebt kein besseres Heilmittel für solche

Schmerzen, als die still wirkende Zeit und das Andenken an die Hingeschiedenen. So lange wir von ihnen sprechen, ihre Tugenden rühmen, ihr Bild in unsere Seele zurückrufen, glauben wir sie noch zu besitzen, ihre Nähe zu spüren, in ihr treues Auge zu blicken. Das Wort der Liebe gleicht dem mächtigen Zauberer, der die Todten ruft und die Geister der Abgeschiedenen beschwört.

Serena's Mutter erzählte mir von der Todten und während ich andächtig ihr lauschte, vergaß die tief Gebeugte ihren eigenen, unergründlichen Schmerz. Plötzlich und unerwartet hatte sich, nach ihrer Aussage, das Leiden der Kranken verschlimmert, als ihre Umgebung und selbst der bedächtige Arzt sich der erneuerten Hoffnung auf Wiedergenesung hingaben. Beim heiteren Abendbrode und unter harmlosen Scherzen griff Serena mit einem Male nach ihrem Herzen, als hätte sie mitten in die Brust ein unsichtbarer Pfeil getroffen. Sie klagte über einen glühenden Schmerz und verlangte zu ihrem Lager geführt zu werden, um es nie wieder zu verlassen. Vergebens wurden die geeigneten Mittel angewendet; sie gaben keine Linderung. Zugleich verband sich mit jenem räthselhaften Schmerzgefühl eine moralische Niedergeschlagenheit, eine gesteigerte Sehnsucht nach dem

Tode. Sie starb, wie sich der Doktor ausdrückte, weil sie sich sterben ließ. Demungeachtet fügte sie sich gehorsam allen seinen Anordnungen, obgleich sie oft, über die vergebliche Mühe traurig lächelnd, das Haupt schüttelte. Aber nie entschlüpfte ihr ein Zeichen der Ungeduld oder eine Klage über ihren Zustand; sie war nur noch sanfter, milder und liebenswürdiger, als sie sonst gewesen. Sonderbarer Weise blieben die ihr eigenen magnetischen Zustände seit jenem Abende gänzlich fort, ihr Geist war klar und ruhig, ihre Seele bedurfte keiner überirdischen Erhebung mehr, an den Pforten des Grabes und der Ewigkeit so nahe, war sie hinlänglich vorbereitet und geläutert, um in ihrer natürlichen Schönheit vor Gott zu treten. Als der Schmerz in der Herzgegend immer mehr zunahm, machte ihr Gugumos den Vorschlag, sie in magnetischen Schlaf zu versetzen, um ihr dadurch einige Erleichterung zu verschaffen; sie verwarf ihn mit allen Zeichen des Abscheu's und wollte nichts weiter davon hören. Meines Namens erwähnte sie auffallend selten, doch verlangte sie jeden Brief zu sehn, den ich schrieb; sie sammelte meine Zeilen in einem Kästchen, das vor ihrem Bette stand und das sie wie einen Schatz hütete. Auch den Becher, woraus wir bei unserer Verlobung getrunken, verlangte sie in ihrer Nähe zu

haben und sie bediente sich ausschließlich desselben. Sie wurde mit jedem Tage schwächer und hinfälliger, aber je bedenklicher ihr Zustand wurde, desto heiterer erschien sie. Am vergangenen Morgen fand man sie eingeschlafen, in ihren Händen hielt sie den Brief, worin ich meine nahe bevorstehende Ankunft angezeigt; er war noch feucht von ihren Thränen.

Auf Befragen erfuhr ich, daß der Abend, wo Serena jenen tödtlichen Schmerz zum ersten Male empfand, seltsamer Weise derselbe war, an dem ich Constanze's Lippen geküßt. Obgleich ich nur darin das Spiel des Zufalls sah, erfüllte mich doch dies wunderbare Zusammentreffen mit vorwurfsvollem Grauen vor mir selber.

Durch den Eintritt des Grafen Gugumos wurde dieser traurige und doch so wohlthuende Bericht unterbrochen. Er reichte mir die Hand und sprach einige verständige Worte zu meinem Troste; bald aber lenkte er die Unterhaltung auf andere Vorgänge, die, so nahe sie mich auch berühren mochten, in einem solchen Augenblick und in dieser Umgebung mich gleichgiltig ließen, wo nicht gar anwiderten. Was kümmerte mich in der Nähe der geliebten Todten das Treiben des Hofes, die politische Lage, selbst meine eigene Zukunft? — Ich hörte nur noch, daß er in dringenden Geschäften

abreisen und Serena's Mutter mitnehmen wollte, um sie zu zerstreun; wozu sie jedoch eine ablehnende Bewegung machte. Aus diesem Grunde hatte auch Gugumos die Bestattung der Leiche in der früheſten Morgenstunde angeordnet.

Unter solchen Gesprächen war die Nacht mit unbegreiflicher Schnelligkeit dahin geschwunden; die goldene Sonne schien in das Trauerzimmer und goß zum letzten Male ihr schimmerndes Licht über die bleichen Züge der Todten, ihre Stirn mit einer Glorie krönend, daß sie einer Heiligen vollkommen glich. Die frisch gepflückten Blumen und Kränze dufteten süß und nirgends erinnerte eine Spur von Verwesung an die Schrecken des Todes. Nur einige dunkle Schatten, welche leise in das Zimmer traten, mahnten an das Grab. Es war das kleine Leichengefolge, an dessen Spitze ein katholischer Geistlicher stand, der im Stillen die Verstorbene einsegnete und einige Gebete in lateinischer Sprache murmelte. Hierauf wurde der Sarg geschlossen, nach dem Serena's Mutter noch zwei Locken von dem blonden Haar der Seligen für sie und mich abgeschnitten hatte. Erst als der Deckel über das theuere Antlitz gebreitet war und ich die holden Züge nicht mehr erblicken konnte, war ich mir der ganzen Größe meines Verlustes bewußt. In meinen Ohren

dröhnten die furchtbaren Schläge des Hammers, womit die Nägel des Sarges befestigt wurden. Ich werde diesen schrecklichen Ton bis zu meinem Lebensende nicht vergessen; damals glaubte ich, daß mir die Hirnschale darüber zerspringen müßte.

Es war noch so zeitig, daß der Leichenzug keinem Menschen begegnete, als er durch die stillen Straßen sich zum Thore hinaus nach dem Kirchhof bewegte.

Dort nahm das Grab die sterbliche Hülle der reinsten Seele auf. Als der Sarg an den Seilen schaurig niederfuhr und ich in die Tiefe niederschaute, glaubte ich selbst mit ihm für immer versinken zu müssen. Mein Auge starrte ihm nach — trostlos, thränenleer, wie der Seemann, der im Sturm sein Rettungsboot versinken sieht. Mechanisch griff ich nach der Scholle, die zu meinen Füßen lag, um nach schönem Brauch die letzte Liebesgabe der Todten, Erde der Erde, nachzusenden. Der dumpfe, dröhnende Schall weckte mich aus qualvollem Brüten; ich sah noch, wie der Sarg allmälig verschwand, die mitgegebenen Blumen vom Sande bedeckt wurden, die Grube sich füllte und der finstere Hügel höher und höher wie eine dunkle, Alles verschlingende Welle stieg.

Unwillkürlich richtete ich von diesem herzzerreißenden Schauspiel den Blick zum Himmel. Ueber mir im

reinsten Aetherblau schwebte eine weiße Taube, immer höher und höher, bis sie meinem Blicke entschwand. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich konnte die weiße Taube nicht mehr vergessen, und so oft ich Serena's gedachte, mußte ich auch ihrer leuchtenden Silberschwingen und ihres Fluges gen Himmel mich erinnern.

VII.

Beim Italiener.

Kein noch so großer und heiliger Schmerz vermag auf die Länge der Zeit sich in seiner ursprünglichen Kraft und Reinheit gegen die alltäglichen Forderungen und gemeinen Bedürfnisse des Lebens zu behaupten. Das Große und Erhabene erliegt in der moralischen, wie in der physischen Welt dem unendlich Kleinen. Ein Sandkorn zu dem andern gefügt, verschüttet Pyramiden und Mausoleen, ein Tropfen nach dem andern schmilzt den harten Stein. Ueber unsere Trauer, wie über unsere Freuden lagert sich der Staub der Alltäglichkeit, spielen die Wellen der Vergänglichkeit so lange, bis die letzten Spuren verschwinden und das Gleichgewicht der Seele wiederhergestellt ist. Wider unsern Willen und ohne unser Zuthun heilen die uns

vom Schicksale geschlagenen Wunden und nur die zurückgelassenen Narben erinnern uns an das, was wir gelitten. Die Welt geht gleichgiltig ihren gewohnten Gang, die Sonne scheint am blauen Himmel, als ob nichts geschehn wäre, der Frühling kommt und alle Blumen blühen wieder, die Menschen gehn ihren Geschäften nach, leben und handeln, freien und haben Kinder, sterben und werden begraben. Zuletzt fügen auch wir uns wieder in die alte Ordnung der Dinge, in den ewigen Kreislauf der Welt. Nur zuweilen schrecken wir zusammen, wenn das Bild der geliebten Todten in einsamen Stunden uns beschleicht und mit strafenden Mienen uns der Vergeßlichkeit beschuldigt.

So erging es auch mir nach jenem unersetzlichen Verluste. Die Fluth der Ereignisse, der Drang der Geschäfte ließen mich kaum noch zur Besinnung kommen; ich hatte vollauf zu thun, um allen an mich gestellten Anforderungen zu genügen, Berichte zu erstatten, bei Hofe mich wieder vorzustellen, meine Gönner zu begrüßen und mich ihnen von Neuem zu empfehlen, so daß mir kaum so viel Zeit blieb, um eine Stunde am Tage der Verstorbenen zu widmen und meinem Schmerze nachzuhängen.

Der König selbst empfing mich überaus gnädig

und wünschte mir aufrichtig Glück zu meinen ersten diplomatischen Erfolgen, die ich in Wien erlangt.

„Man ist daselbst“ sagte er in seiner huldvollen Weise, „mit Ihrem Benehmen sehr zufrieden gewesen. Ich habe deshalb beschlossen, Sie in der diplomatischen Carrière ferner zu verwenden; Sie werden mich zunächst bei dem bevorstehenden Feldzug an den Rhein begleiten, wo Sie an den voraussichtlichen Verhandlungen Theil nehmen sollen. Zu diesem Behufe habe ich bereits mit dem Grafen Schulenburg, unserem Cabinetsminister, Rücksprache genommen, der Sie mit den nöthigen Instructionen versehn wird.“

Ich küßte die mir dargereichte Hand und dankte für den neuen Beweis seiner gnädigen Gesinnung gegen mich. Die diplomatische Laufbahn, welche sich vor mir eröffnete, war zu jeder Zeit das Ziel meines Ehrgeizes gewesen und ich empfand ungeachtet meiner Trauer um Serena die größte Freude, thätig an der Leitung des Staates mich betheiligen zu dürfen, indem ich einen wirklich hohen Begriff von meinem künftigen Beruf hatte. Mit derselben Ehrfurcht, wie ich früher an der Pforte der mir verschlossenen Loge stand, betrat ich jetzt die Wohnung des Ministers unter den Linden. Ich erwartete eine feierliche Einweihung in die Geheimnisse der Staatskunst, eine

Offenbarung der verborgenen Geschicke der Völker, eine neue Welt und fand mich, wie natürlich, in meinen hochgespannten Erwartungen betrogen.

Da der Minister grade sehr beschäftigt war, so verwies er mich an den geheimen Cabinetssecretair Lombard, der später unter Haugwitz eine so bedeutende Stellung einnahm. Johann Wilhelm Lombard war der Sohn eines Friseurs von der französischen Colonie; er pflegte von seinem Vater nie anders zu sprechen, als: feu mon père de pondreuse mémoire. Schon als Knabe zeigte er so bedeutende Anlagen, daß ihn die französische Gemeinde auf ihre Kosten studiren ließ. Später wurde er von Friedrich dem Großen zum Abschreiben seiner letzten Werke benutzt. Nach dessen Tode erhielt er durch Madame Rietz, die in ihm eine geeignete Creatur entdeckte, eine Anstellung im Cabinet des regierenden Königs. Er heirathete die Tochter eines früheren Compagniechirurgen und Bartscheerers; was ihm neue Veranlassung zu Witzeleien über seinen rasirenden Schwiegervater gab. Auf seinem neuen Posten entwickelte er einen hohen Grad von Gewandtheit in den Geschäften, so daß der Minister Schulenburg und noch mehr Haugwitz ihm das vollste Vertrauen schenkten. Lombard besaß auch in der That kein gewöhnliches Talent; er

arbeitete mit ungemeiner Leichtigkeit, aber auch mit Leichtsinn; dazu kam, daß er wirklich gebildet war, große Kenntnisse sich erworben hatte und sowohl in Versen wie in Prosa das beste Französisch sprach und schrieb; was ihn ganz besonders empfahl. Er war einer der unterhaltendsten Menschen, die ich kennen gelernt, und sprudelte von Geist, Witz und Laune.

Dagegen gebrach es ihm an jeder sittlichen Würde, an aller Tiefe und Charakterfestigkeit. Seine politischen Ansichten waren ohne Größe und inneren Halt, schwankend und abhängig von den Verhältnissen, meist kleinlich und unmoralisch wie der ganze Mann. Er selbst war im Geheimen einer der ärgsten Roué's der damaligen Zeit, ein Spieler und Wüstling, durch und durch blasirt und entnervt, die wichtigsten Angelegenheiten, die heiligsten Gefühle mit seinem frivolen Witze abfertigend, obwohl von Natur gutmüthig und in einem hohen Grade liebenswürdig. Dem entsprechend war auch die Aufnahme, die er mir zu Theil werden ließ. Statt mit mir, wie ich erwartete, von den Pflichten meines Amtes und den Staatsgeschäften zu sprechen, unterhielt er sich mit mir über das Wiener Leben, erzählte er mir unter Lachen und Scherzen allerlei skandalöse Hofgeschichten, die er allerdings ganz meisterhaft und piquant vorzutragen wußte. Zum

Schluß las er mir ein eben von ihm vollendetes Gedicht in französischer Sprache vor, dessen frivoler Inhalt nicht eben geeignet war, mir einen hohen Begriff von der Moralität des Herrn Cabinetssecretairs beizubringen. Ich war in der That nicht wenig verwundert über diese sonderbare Art, mich in die Geheimnisse der Diplomatie einzuweihn, hoffte jedoch, zu einer andern Zeit mehr davon zu erfahren, als dies bisher der Fall gewesen. Als ich endlich mich empfehlen wollte, forderte mich mein neuer Mentor auf, ihn zu einem bekannten Italiener zu begleiten, wo er mit einigen gleichgesinnten Freunden und Bekannten sein Frühstück einzunehmen pflegte.

Wir wurden von dem geschmeidigen Wirth nach dem verschwiegenen Hinterzimmer geführt, wo sich bereits die ziemlich zahlreiche Gesellschaft befand, welche aus einigen Ministerialräthen und anderen höheren Beamten zusammengesetzt war. Diese Herren bildeten unter sich eine geschlossene Clique, zu der nur den Eingeweihten der Zutritt gestattet wurde. Die meist kahlen Platten, verwitterten und verlebten Physiognomien, die klugen und scharfen Züge der Gesellschaft verriethen zu gleicher Zeit Geist und Lebensklugheit, aber auch rücksichtslose Genußsucht und vorherrschende Sinnlichkeit. Es herrschte unter ihnen jener eigen=

thümlich frivol witzige Ton der damaligen Lebemänner, womit sie in gleicher Weise bald über die Beine einer Tänzerin, bald über die wichtigsten politischen Begebenheiten sich lustig machten. Das Hauptthema der allgemeinen Unterhaltung bildeten allerlei schmutzige Abenteuer der Berliner Chronique scandaleuse, welche mit großer Behaglichkeit, ohne jede Scheu und Rücksicht hier abgehandelt wurden. Selbst die heimlichsten Familiengeschichten, eheliche Verhältnisse, die delikatesten Punkte wurden mit einer verletzenden Offenheit Preis gegeben; je cynischer und zweideutiger der Inhalt war, desto größer auch der Beifall und das Gelächter der Anwesenden. Auch Lombard nahm an diesen Gesprächen redlich Theil, aber selbst die lockersten Geschichten erhielten in seinem Munde einen gewissen geistreich ästhetischen Anstrich, so daß seine klassische Bildung und Belesenheit den Schmutz vergoldete, aber nur um so gefährlicher und verpestender werden ließ. Zuweilen glaubte ich den frivol genialen Crebillon oder den verdorben witzigen Grécourt, die geistreichsten Wüstlinge der an lüsternen Gedichten und Romanen so überreichen französischen Literatur zu vernehmen.

Ich bekam hier Dinge zu hören, von denen ich, trotz meiner Kenntniß der Berliner Zustände, bisher

keine Ahnung hatte. Da gab es nichts Heiliges, was nicht verspottet, keine Unschuld und keine Tugend, die nicht angezweifelt wurde. Ich erfuhr, daß die vornehmsten Frauen käuflich, daß fast keine Familie mehr in der Residenz zu finden war, die nicht in ihrem Schooße ein sittliches Vergehen, einen kleineren oder größeren Fehltritt verbarg. Lombard besaß ein vollständiges Register der geheimen Sünden und Schäden der Hauptstadt. Zum Theil durch ihn, zum Theil durch Andere erhielt ich genaue Nachrichten von den kleinen Soupers unter den Linden, von den berüchtigten Bällen in der Dorotheenstraße, wo in einem Hintergebäude die verrufensten Orgien und Bachanalien gefeiert wurden. Alle diese Beiträge zu der Sittengeschichte Berlin's wurden ohne jede Rücksicht aufgetischt, mit faunischer Wollust ausgemalt und mit schmunzelndem Lächeln aufgenommen. Keiner jedoch erreichte Lombard oder übertraf ihn gar in der Grazie seiner unnachahmlichen Frivolität, in der Liebenswürdigkeit, womit er die abscheulichsten Dinge in einer Weise vorbrachte, daß man ihn sogar bewundern mußte. Dabei wurde dem feurigen Cyper und Lacrymä Christi des Italieners fleißig zugesprochen, so daß die Köpfe sich erhitzten, die Augen glühten und die Zungen Einiger nur noch stammelten.

Unter den anwesenden Gästen befand sich auch ein bekannter Criminalist, der aus seiner Verbrecher-Praxis reichlich beigesteuert hatte, ohne sich sonderlich um die Verletzung des Amtsgeheimnisses zu kümmern. Der starke Wein hatte ihm den Mund gelöst, so das er sich im vertrauten Kreise ungenirt gehn ließ. Plötzlich jedoch hielt er mitten in seinen schlüpfrigen Mittheilungen inne, indem er eine ernste, büreaukratische Miene annahm und seine Rechnung verlangte.

„Justizrath!" rief ihm Lombard zu, „Sie werden doch nicht schon jetzt aufbrechen wollen, wo Sie im besten Zuge sind?"

„Ich muß wohl," entgegnete der Angeredete, „meine Pflicht ruft mich."

„Gewiß ein zärtliches Rendez-vous mit der Frau Ihres Aktuarius. Ich kenne Sie und Ihren Wahlspruch: Bachus cum Venere, erst Wein, dann Liebe."

„Wo denken Sie hin, verehrter Herr Cabinets-Secretair? Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß Sie sich dies Mal irren. Eine sehr ernste und dringende Angelegenheit beraubt mich des Vergnügens, noch länger Ihre so interessante Gesellschaft genießen zu können. Es ist eine verteufelte Commission."

„Lassen Sie hören, aber machen Sie mir nicht Ihre gewohnten Flausen vor!"

„Es handelt sich dies Mal um nichts Geringeres, als um eine Verschwörung, die wir glücklicher Weise noch zur rechten Zeit entdeckt zu haben.

„Possen!“ entgegnete Lombard, auflachend, „Berlin ist nicht Paris; unsere Märker machen keine Revolution, dazu sind sie zu schwerfällig.“

„Und doch hat sich im Stillen ein vollständiger Jakobinerklub gebildet.“

„Sie scherzen doch nur. — Jakobiner in Berlin. Eher glaube ich, daß auf Kiefern Pomeranzen und auf den Kartoffelfeldern an der neuen Charité Ananas wachsen. Es wird wohl nur wieder eine Verschwörung von der Erfindung der Polizei sein. Die Deutschen sind ein so zahmes Volk, daß, wenn sie einmal eine Revolution machen wollen, sie zuvor bei den Behörden um die Erlaubniß einkommen und nur mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung einen Aufstand wagen.“

„Um des Himmels Willen!“ bat der Justizrath, sich ängstlich umschauend. „Reden Sie nicht so laut, Sie könnten sonst selbst verdächtig werden. Man traut ohnehin den Herren von der Colonie nichts Gutes zu und beschuldigt sie der Sympathie mit ihren früheren Landsleuten.“

„Bah! Sie vergessen, daß ich königlich preußischer Cabinetsrath bin. Was indeß die Franzosen und ihre

Revolution angeht, so wird kein vernünftiger Mensch leugnen, daß sie Teufelskerle sind, wenn man auch ihre jetzige Ausschweifungen nicht billigen kann. Doch Sie wollten mir ja von der neuesten Verschwörung in Berlin erzählen. Ich will eine Wette machen, daß die ganze Geschichte nichts weiter zu bedeuten hat, als daß ein verwegener Schneidergeselle seinen Meister geprügelt, oder ein Berliner Straßenjunge einem geheimen Registrator die Fenster eingeworfen hat. Daraus macht unsere Polizei eine Conspiration, um ihre Wachsamkeit zu beweisen und sich ein Ansehn zu geben. Dem guten König wird dann vorgeredet, daß Thron und Altar in Gefahr gewesen und nur mit Mühe gerettet worden sei. Nicht wahr, wir verstehen uns, wie die römischen Auguren, die sich ohne Lachen nicht in das Gesicht sehn konnten?"

„Dies Mal irren Sie doch, verehrtester Herr Legationsrath. Die Sache ist in der That bedenklicher, als Sie zu glauben belieben. Wir haben es mit einer wirklichen Verschwörung zu thun, an deren Spitze der frühere Erzieher des Kronprinzen, Herr Leuchsering, steht. Es ist kein Zweifel, daß dieser Schwärmer Verbindungen mit den Pariser Clubs angeknüpft und nach ihrem Vorbilde auch in Berlin eine ähnliche Gesellschaft gestiftet hat, zu der die meisten hiesigen

Illuminaten, einige Handwerker und ähnliches Gesindel gehören."

„Natürlich auch Fräulein von Bielefeld, die Geliebte des Herrn Leuchsering, welche sich von ihm die Menschenrechte praktisch beibringen läßt", schaltete Lombard mit faunischem Grinsen dazwischen ein.

„Deshalb hat man auch bisher die ganze Angelegenheit mit großer Schonung behandelt, um die hochgestellte Dame, die noch dazu Gesellschafterin einer Prinzessin ist, nicht zu compromittiren. Man will den öffentlichen Skandal vermeiden und darum habe ich den Auftrag erhalten, ganz im Stillen den Delinquenten zu verhaften, seine Papiere mit Beschlag zu belegen und ihn selbst nach Spandau zu bringen. Sie sehn selbst ein, daß ich keine Zeit zu verlieren habe; denn wie leicht könnte Herr Leuchsering Wind bekommen und sich der Justiz entziehn."

„Wie sollte das möglich sein? Sie haben noch immer Zeit, sich Ihres Auftrages zu entledigen. Auch habe ich einen weit schlimmeren Revolutionair entdeckt, als diesen deutschen Phantasten. Ich bin einem wirklichen geheimen Emissair aus Frankreich auf die Spur gekommen; er hält sich in Berlin und hier ganz in unserer Nähe verborgen."

„Und er sollte dem Auge der Polizei entgangen sein?"

„Er ist ein schlauer Bursche, der sich nicht so leicht fassen läßt.“

„O!“ rief der Criminalrath, „mir soll er nicht so leicht entgehn.“

„Wer weiß?“ scherzte Lombard. „Er hat schon manchem Richter eine Nase gedreht. Sie wären nicht der Erste und nicht der Letzte, den er anführte.“

„Wenn ich ihn erst einmal habe, so will ich ihn schon festhalten. Aber sagen Sie mir nur, wo ich ihn finde? Vielleicht läßt sich zwischen ihm und diesem Leuchsering ein geheimes Verständniß nachweisen. Das wäre mir im höchsten Grade erwünscht. Wo steckt der Bösewicht?“

„Sie sollen ihn sogleich zu Gesicht bekommen; er pflegt sich öfters in dieser Gesellschaft zu zeigen.“

„Und ich habe ihn früher nicht gesehn?“

„O doch! Sie haben sich wie die Meisten von seinem unschuldigen Aeußeren täuschen lassen; denn er versteht es, sich zu verstellen, obgleich er grade die gefährlichste Propaganda für Frankreich macht und ein geborener Revolutionair ist. Halt! da kommt er schon!“

„Wo denn?“ fragte der Criminalrath, indem er die angelaufenen Gläser seiner Stahlbrille mit dem seidenen Schnupftuche sorgfältig abwischte, um besser sehn zu können.

„Er steht ja vor ihrer Nase", lachte Lombard.

„Wer?"

„Der Champagner, dieser wahre Geist der Revolution, der tollste Franzose, den ich kennen gelernt habe. Ich erwarte, daß Sie keinen Anstand nehmen werden, ihn ohne Weiteres zu verhaften und daß Sie nicht eher von der Stelle gehn, bis Sie sich dieses gefährlichen Verbrechers bemächtigt haben."

Der Criminalrath war ein zu großer Freund des Scherzes, ein zu heiterer Lebemann, um eine so liebenswürdig eingekleidete Einladung abzuweisen. Er setzte sich von Neuem hin, um mit Lombard die bestellte Flasche zu leeren, welcher noch viele andere folgten, bis der Mann des Gesetzes in einen solchen Geschäftseifer gerieth, daß er über alle die französischen Emissaire, die er zu verhaften hatte, seinen ursprünglichen Auftrag vergaß.

Um so mehr war ich darauf bedacht, Herrn Leuchsering zu retten, da ich ihm vielfach zu großem Danke verpflichtet war. So lange ich bei dem ehrlichen Schuster Thomas als ein hilfloser Knabe gelebt hatte, war er mein Lehrer, mein Wohlthäter gewesen; Alles, was ich wußte, hatte ich einzig und allein ihm zu verdanken; er hatte sich meiner vernachlässigten Erziehung angenommen und täglich mehrere Stunden

meiner Ausbildung in der uneigennützigsten Weise von der Welt gewidmet. Zwar hatte ich im Laufe der Zeit leider nun selten an meine Pflicht gedacht und den gutmüthigen, wenn auch wunderlichen Leuchsering ebensowenig, als den noch weit mehr um mich verdienten Meister Thomas aufgesucht. Der Grund für diese strafbare Vernachlässigung lag zum Theil in den Verhältnissen, zum größten Theil aber in einer Art vom Scham, die ich vor diesen trotz ihrer Verirrungen höchst ehrenwerthen Männern empfand. Ich fühlte, daß ich in meiner Eigenschaft als Hofspion nicht mehr werth war, mit ihnen zu verkehren, daß ich ihnen nicht vorwurfsfrei in's Gesicht blicken durfte. Ich fürchtete, ihnen zu begegnen, mich vor ihnen zu verrathen. Später, wo ich älter und einsichtsvoller geworden war, glaubte ich mich durch ihren Umgang zu compromittiren, da mir ihre politische Gesinnungen hinlänglich bekannt waren. Vor mir selbst suchte ich meine Undankbarkeit durch allerlei sophistische Ausflüchte zu entschuldigen, indem ich es für unerträglich mit meiner neuen Stellung hielt, länger mit solchen Leuten zusammenzukommen, die nach meiner Meinung Feinde des Königs und der bestehenden Regierung waren, zu deren Anhängern ich mich zählte. Ich that mir sogar schon viel darauf zu gut, daß ich nicht

mein Wissen von dem Treiben dieser Illuminaten zu ihrem Nachtheile mißbrauchte, wodurch ich mir in den Augen der ihnen feindlich gesinnten Rosenkreuzer ein gewiß sehr großes Verdienst erworben hätte. Ich prahlte förmlich vor mir selbst mit meiner Großmuth und mit einem Edelmuth, der sich Wunder was einbildete, weil ich nicht an meinen Wohlthätern und besten Freunden zum Verräther wurde.

Trotz dieser moralischen Feigheit regte sich doch mein Gewissen bei allen Gelegenheiten, wo ich an diese Periode meines Lebens erinnert wurde. Hundert Mal stand ich wenigstens im Begriffe, den ehrlichen Thomas und meinen Lehrer Leuchsering aufzusuchen und sie wegen meiner heimlichen Entfernung um Verzeihung zu bitten, aber stets fehlte mir der nöthige Muth, meinen Entschluß auszuführen. Mitten auf dem Wege zu ihnen drehte ich wieder um, weil ich mich vor ihren Vorwürfen fürchtete. Wie ein säumiger Schuldner vermied ich den Anblick meinen Gläubiger und wenn ich sie von Weitem kommen sah, wich ich ihnen mit niedergeschlagenen Blicken und brennender Schamröthe auf den Wangen aus. Wenn sie aber wieder so entfernt waren, daß ich sie nicht erreichen konnte, dann wäre ich ihnen am liebsten nachgeeilt, um ihnen zu zeigen, daß ich sie keineswegs vergessen und sie mir

noch immer werth und theuer geblieben. Ja ich wünschte oft, ihnen meine Dankbarkeit in recht auffallender Weise bethätigen zu können, nur nm das peinliche Gefühl einmal loszuwerden, das mich so oft beschlich, als ich ihrer gedachte.

Ein solcher Zeitpunkt schien mir jetzt gekommen zu sein und ich beeilte mich, ihn zu benutzen. Ich bezahlte schnell meine Rechnung und entfernte mich, so bald ich von Lombard loskommen konnte, der mich durchaus zurückhalten wollte. Anfänglich dachte ich graden Weges zu Leuchsering zu gehn, um ihn mit der ihn bedrohenden Gefahr bekannt zu machen; bald aber besann ich mich eines Besseren; ich fürchtete, bei ihm gesehn zu werden und mich selbst dem Verdachte auszusetzen. Auch mußte ich annehmen, daß er mir nicht trauen würde, da ihm jeden Falls meine Verbindung mit den Rosenkreuzern nicht unbekannt geblieben war. Ich mußte einen andern Weg einschlagen, um ihn zu retten. Da ich wußte, daß das Fräulein von Bielefeld seine erklärte Freundin war, so glaubte ich keine Indiscretion zu begehn, wenn ich sie zunächst aufsuchte. Ich wandte mich daher nach dem königlichen Schlosse, wo sie in der Nähe der Prinzessin, deren Gesellschafterin sie war, ihre Zimmer hatte. Zum Unglück war sie aus-

gegangen und ich hatte weder Zeit, noch Lust, sie zu erwarten, da kein Augenblick zu verlieren war.

Ich kannte nur noch einen Menschen, der mit Leuchsfering so nahe befreundet war, um ihm mein Geheimniß anzuvertrauen. Dies war mein Wohlthäter Thomas, der Freund meiner verstorbenen Mutter, aber sein ehrliches, treues Gesicht zu schauen, hatte ich grade das meiste Bedenken, weil ich gegen ihn am unverzeihlichsten gesündigt hatte. Mir blieb jedoch keine andere Wahl und ich mußte den sauren Weg schon antreten; aber es kostete mich keine geringe Ueberwindung, die drei Treppen zu seiner bescheidenen Wohnung hinaufzusteigen. Im Stillen hoffte ich noch immer, ihn ebenfalls zu verfehlen, obgleich ich Leuchsfering gewiß gern gerettet hätte; so sehr fürchtete ich mich trotz meiner jetzigen Stellung vor dem einfachen Handwerker, dessen geraden Sinn und unumwundene Sprache ich mehr als Alles scheute. Ich bildete mir ein, wenn ich ihn nach meinem Wunsche nicht zu Hause treffen sollte, doch Alles gethan zu haben, was in meinen Kräften stand, und somit der Pflicht der Dankbarkeit vollkommen genügt zu haben. Mit diesem Gedanken hatte ich mich bereits so vertraut gemacht, daß ich förmlich zusammenschrak, als auf mein Klopfen die mir bekannte Stimme ein lautes „Herein!" rief.

Ich fand das Zimmer noch, wie ich es verlassen hatte, das Handwerkzeug am Boden, die Bücher auf dem Tisch und den Meister auf dem dreibeinigen Schemel, im Begriff ein Paar zerrissener Schuhe auszubessern.

„Was wünschen Sie?" fragte der philosophische Schuster, ohne sich in seiner Arbeit stören zu lassen, da er mich nicht sogleich wiedererkannte.

Ich war in der größten Verlegenheit und vermochte vor Scham kaum ein Wort hervorzubringen, so daß er seine Frage wiederholen mußte.

„Ich wundere mich nicht", entgegnete ich gefaßter, „daß Sie mich nicht wiedererkennen, obgleich Ihre Vergessenheit meine größte Strafe ist."

„Wie, Sie sind es? — Verzeihen Sie, Herr Baron, aber meine Augen sind mit der Zeit schwach geworden und solche Gäste sind in meiner niederen Hütte eine seltene Erscheinung. Es ist lange, sehr lange her, daß wir uns nicht gesehn haben. Was hat auch ein königlicher Kammerherr bei einem armen Schuster zu suchen? Nicht einmal ein paar Schuhe; denn ich arbeite nichts Neues und flicke nur die zerrissenen Sohlen, aber nicht das zerrissene Gewissen, dem vielleicht eine Ausbesserung noch mehr Noth thäte."

„Ihre Vorwürfe sind gerecht, aber ich hoffe, daß Sie mir nun auch wieder Ihre Hand geben werden, wie Sie es früher thaten.“

„Gott behüte! Meine Hand ist schmutzig, aber nur von Pech, hart, aber ehrlich. Der Herr Baron könnten durch die bloße Berührung einer solchen Hand sich am Hofe diskreditiren.“

Nur mit Mühe unterdrückte ich eine auffahrende Bewegung, aber leider hatte ich kein Recht, dem ehrlichen Manne zu zürnen, da er hinlänglichen Grund dazu hatte. Ohne mich zu vertheidigen, was ich auch nicht im Stande gewesen wäre, ging ich unmittelbar auf mein Ziel los, indem ich ihn mit dem eigentlichen Zweck meines Kommens bekannt machte. Anfänglich sah er mich mit mißtrauischer Miene an, nach und nach aber wurde er freundlicher und zuletzt siegte seine natürliche Gutmüthigkeit.

„Gott Lob!“ rief er versöhnt, „Sie sind doch noch nicht so schlimm, wie ich gedacht habe. Ich wußte es wohl, daß der Sohn einer solchen Frau, wie Ihre Mutter war, nicht ganz aus der Art schlagen kann. Wenn Sie nur einen andern Vater gehabt hätten, so wäre gewiß etwas Tüchtiges aus Ihnen geworden, aber so schwanken Sie fortwährend zwischen Gut und Böse, zwischen Tugend und Laster, ohne sich für die

Eine oder das Andere zu entscheiden. Aber jetzt haben wir keine Zeit zu verlieren, wenn wir den guten Herren Leuchsfering warnen wollen."

„Ich möchte Sie sehr gern zu ihm begleiten, aber Sie werden selbst einsehn, daß ich in meiner jetzigen Stellung —"

„Nicht mit einem so notorischen Jakabiner verkehren kann", unterbrach mich ironisch der ehrliche Schuster — „da haben wir's wieder; jetzt redet der adlige Vater aus Ihnen."

„Sagen Sie ihm aber, daß ich mich freue, endlich eine Gelegenheit gefunden zu haben, ihm meinen Dank abstatten zu können, und daß ich nie vergessen werde, was ich ihm noch schuldig bin."

„So, nun höre ich Ihre bürgerliche Mutter, diesen Engel an Güte. Ich werde Herrn Leuchsfering Alles bestellen und ihn bestens von Ihnen grüßen. Wie ich ihn kenne, wird auch er sich freun, daß er sich in Ihnen geirrt und Sie für schlechter gehalten, als Sie wirklich sind."

„Und nun darf ich doch zu Ihnen wiederkommen und Sie von Zeit zu Zeit einmal besuchen?"

„Das versteht sich und Sie sollen mir stets willkommen sein; darauf gebe ich Ihnen jetzt meine Hand."

Mit diesen Worten reichte mir der ehrliche Meister seine schwielige Rechte und ich gestehe, daß sein kräftiger Händedruck mich mehr ehrte und freute, als wenn ich aus der Hand des Königs einen hohen Orden empfangen hätte.

VII.

Der Zopfschulz.

Schon nach einigen Tagen erfuhr ich von dem Schuster, der mich selbst aufsuchte, daß Leuchsering glücklich entkommen und nach Paris geflohen sei. Meine Warnung kam noch zur rechten Zeit, denn wenige Stunden später war der Criminalrath mit einigen Polizeibeamten auf Befehl des Ministers in dem „Könige von Portugal" erschienen, wo der Verfolgte damals wohnte, um seine Papiere mit Beschlag zu belegen und ihn selbst gefangen zu nehmen. Mit ihm fast zugleich war auch die Hofdame und Gesellschafterin Fräulein Bielefeld verschwunden. Sie folgte dem Geliebten, den sie auch später heirathete. Diese Flucht machte natürlich am Hofe und in der ganzen Stadt das größte Aufsehn; man sprach von nichts

Anderem, als von der großen Verschwörung. Zum Glück hatte Leuchsering alle verdächtigen Papiere zum Theil vernichtet, zum Theil mitgenommen, so daß Niemand weiter compromittirt wurde. Noch weniger hatte ein Mensch eine Ahnung, daß ein königlicher Kammerherr und notorischer Rosenkreuzer bei diesem Abenteuer seine Hand im Spiele gehabt.

Obgleich ich fest überzeugt bin, daß Leuchsering nur ein Schwärmer war und weder er, noch irgend einer seiner Freunde ernstlich damals daran dachte, in Berlin eine Revolution herbeizuführen, so begann doch jetzt ein Geist der Verfolgung in Preußen sich kundzugeben, wie er nie zuvor für möglich gehalten wurde. Jede freisinnige Aeußerung galt für verdächtig, ein Heer von Spionen und Angebern trieb sich an allen öffentlichen Orten umher und drang selbst in das Innere der Familien. Je schwächer und unhaltbarer sich die Regierung fühlte, zu desto strengeren Maßregeln griff sie jetzt, ohne daß es ihr dadurch gelang, ihr gesunkenes Ansehn wiederherzustellen. Die öffentliche Meinung ließ sich weder durch die Censur, noch durch Wöllner'sche Glaubensedicte zwingen, oder unterdrücken. Zu tief wurzelte im Volke jene Freiheit, welche Friedrich der Große in ihm hervorgerufen und entwickelt hatte.

Großes Aufsehn erregte daher die Amtsentsetzung eines Predigers, der unter dem Namen „der Zopfschulz" eine fast geschichtliche Bedeutung erhielt. Da er ein Freund meines Freundes Thomas war, den ich jetzt wieder öfters sah, so wurde auch ich mit diesem seltsamen Manne näher bekannt. Er hieß ursprünglich Schulz und war Pastor der Dorfgemeinde zu Gielsdorf in der Mittelmark. Von der Kanzel sowohl, wie in seinen Schriften hatte er wiederholt erklärt, daß die Sittenlehre gänzlich unabhängig von der Religion und besonders von dem Christenthum sei, das er in seiner gegenwärtigen Form für hohle Andächtelei, sowie die gesammte Priesterschaft für überflüssig hielt. Im Uebrigen befleißigte er sich eines wahrhaft musterhaften Lebenswandels; er war keusch, arbeitsam, wohlthätig wie ein ächter Apostel und Nachfolger des Herrn; seine Gemeinde liebte und verehrte ihn und theilte vollkommen seine Ansicht. Was aber den meisten Anstoß bei seinen Gegnern, den Pietisten und Rosenkreuzern, erregte, war der Umstand, daß er in der Kirche und auf der Kanzel statt der „geistlichen Perrücke" einen Zopf trug, der ihm ironischer Weise als Symbol des Fortschrittes galt. Der Minister Wöllner hatte geheime Kundschafter in seine Predigten geschickt, auch sonst ihm mancherlei Fallstricke gelegt

und endlich auf Grund dieser gehässigen Denunciationen seine Entsetzung im Namen des Königs verfügt.

Damit begnügte sich jedoch die Rachsucht des frömmelnden Ministers nicht, er wußte sich eine königliche Cabinetsordre zu verschaffen, worin ihm aufgetragen wurde, den Prediger Schulz zur Untersuchung zu ziehn und dem Kammergericht zur Bestrafung zu überweisen, da er gegen die landesherrlichen, durch das Religionsedict bekannt gemachten Befehle den Leuten Irrthümer vorgepredigt und von der reinen Grundlehre und der lutherischen Confession abgewichen sei.

Das durch seine ehrenwerthe Gesinnung berühmte Kammergericht gehorchte dem königlichen Befehle und leitete die Untersuchung ein, wogegen der Angeklagte in seiner Vertheidigung behauptete: in seinen Predigten nirgends die Grundwahrheiten der Lehre Jesu verletzt zu haben.

Hierauf forderte das Gericht zur Feststellung der Anklage von dem Ober-Consistorium die Beantwortung folgender Fragen: 1. Ob die Lehre Jesu sämmtliche Grundwahrheiten der christlichen Religion enthalte und worin diese bestehen? 2. Ob außer der Lehre Jesu noch andere Grundwahrheiten der christlichen Religion vorhanden, und worin diese bestehen? 3. Ob die

Grundwahrheiten der lutherischen Confession mit den Grundwahrheiten der christlichen Religion übereinstimmen und worauf ihre Nichtübereinstimmung sich gründe? 4. Was es mit den sogenannten Glaubenslehren für eine Bewandtniß habe und ob dieselben die Grundwahrheiten der Religion und die der lutherischen Confession insbesondere ausmachen? 5. Ob der Prediger Schulz bei seinen Lehren von der christlichen Religion überhaupt oder von der lutherischen Confession abgewichen sei?

Von den Ober-Consistorialräthen sprach sich der ehrwürdige Probst Teller am Entschiedensten zu Gunsten des Angeklagten aus, indem er nach bestem Wissen und Gewissen in seiner Erklärung, die sich auf das Zeugniß der evangelischen Kirche berief, aussagte: daß in der Theorie die sogenannte lutherische Religion keine andere Grundwahrheiten habe, als diese wenigen: Ein Jeder sei in Glaubenssachen sein eigener Richter, und: alle Lehren müssen allein aus der Schrift hergeleitet werden, wobei sie jedoch die einzelnen Bücher, welche dazu gehören, unbestimmt lasse und dies auch thun müsse, um jenem ersten Grundsatze nicht zu widersprechen. Insofern aber sei Schulz von den Grundwahrheiten nicht abgewichen; er sei aber allerdings abgewichen von den in der Augsburgischen Con-

fession und deren Apologie festgesetzten Ueberzeugungen der damaligen Reformatoren, welche in der deutschen Reichspraxis bisher für Grundwahrheiten gehalten worden sind. Nach den Acten habe der Angeklagte nicht gegen den höchsten, allgemein anerkannten Grundsatz auch der christlichen Religion: Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten (Johan. 4, 23 und 24), gepredigt, auch die moralischen Vorschriften dieser Religion gelehrt, insoweit sie auf Ordnung und Sicherheit des Staates abzwecken.

Der Spruch des Kammergerichts lautete daher in Folge der abgegebenen Gutachten der befragten Consistorialräthe dahin: daß der Prediger Schulz zwar für keinen lutherischen Prediger zu achten, dennoch aber als ein christlicher Prediger mit seiner christlichen Gemeinde zu dulden und bei seinen Lehrvorträgen zu schützen sei. Als dem Könige dieser Spruch des Kammergerichts zur Bestätigung vorgelegt wurde, erließ derselbe, oder vielmehr der Minister Wöllner in seinem Namen folgendes Rescript: „Seine Majestät habe darüber, daß das Kammergericht sich unterstanden, ihm vorzuschreiben den Schulz ungeachtet seiner Behauptung gegen die christliche Religion, dennoch als Volkslehrer beizubehalten, dem Großkanzler seine

Meinung geäußert und die Räthe, welche für dessen Beibehaltung gestimmt, mit Entziehung eines vierteljährlichen Gehaltes in Strafe genommen; da aus den angeführten Gründen erhelle, daß der Ober-Consistorial-Rath Teller durch sein Votum das Kammergericht verführt habe, so müsse derselbe ebenfalls bestraft werden. Der Minister solle ihn daher auf drei Monate von seinem Amte suspendiren, das Gehalt für diese Zeit einziehn und dem Irrenhause überweisen."

Da in diesem Rescripte ausdrücklich gesagt wurde, daß das Erkenntniß von unfähigen oder gar unredlichen Räthen herrühre, so reichten die Betroffenen bei dem Großkanzler eine Vorstellung ein, worin sie sich energisch gegen einen derartigen ungerechten Vorwurf verwahrten. In Folge dieses Schrittes wurde ihnen zwar die Strafe erlassen, dagegen aber vorgehalten: „sie hätten mit Ueberschreitung der Grenzen des richterlichen Amtes und des Gegenstandes der Untersuchung festsetzen wollen, der Prediger Schulz und die von ihm verführten Mitglieder seiner Gemeinde müßten als eine besondere Secte, den Landes- und deutschen Reichsgesetzen zuwider, in den königlichen Staaten geduldet werden. Dies sei ein offenbarer Eingriff in die königlichen Gerechtsame, den sie mit einer erzwungenen Auslegung des Religionsedictes

gegen die Worte und den klaren Inhalt desselben zu bemänteln gesucht, um einen Mann im Amte zu behaupten, der zum lutherischen Prediger berufen worden, gleichwohl aber die ersten Grundwahrheiten der lutherischen Kirche geradezu verleugnet habe. Es sei aus Gnaden angenommen, daß sie diesen bösen Fehler nicht aus Bosheit oder bösem Willen begangen; künftig aber sollten sie nach ihrem geleisteten Eide und ihren Amtsinstructionen bei Beurtheilung von Rechtssachen die Vorschrift der Gesetze sich zur allgemeinen Richtschnur dienen lassen, den klaren Verordnungen derselben ihre sogenannten philosophischen Raisonnements niemals unterschieben und wenn ihnen der Sinn des Gesetzes zweifelhaft zu sein scheine, die nöthigen Erläuterungen bei der Behörde einholen, widrigenfalls sie zu gewärtigen hätten, daß ein solches Vergehen für einen frevelhaften Eingriff in die königlichen Gerechtsame und gesetzgebende Macht angesehn und an den Urhebern mit unfehlbarer Cassation nach Vorschrift der Landesgesetze geahndet werden solle."

Außerdem entsetzte ein königlicher Machtspruch den Prediger Schulz für immer seines Amtes.

Wöllner triumphirte über diesen vermeintlichen Sieg, gegen den sich jedoch die öffentliche Meinung um so entschiedener erklärte. Der größere Theil der

Berliner Bevölkerung sah in dem Verurtheilten einen Märtyrer und sein Zopf erschien ihnen von einer Glorie umgeben. Auch die sogenannte Aufklärung hatte jetzt ihren Heiligen und der Name „Zopfschulz", der dem entsetzten Prediger gegeben wurde, erhielt von nun an eine geschichtliche Bedeutung. — Dieser Fall blieb jedoch nicht der einzige, die Verfolgungssucht und Bornirtheit der Pietisten kannte nach diesem Triumphe kein Maß und keine Grenze mehr; sie griff immer weiter um sich und entblödete sich nicht, die Freiheit der Lehre auf den preußischen Universitäten und einen der berühmtesten Vertreter derselben anzutasten. An der Universität zu Königsberg lehrte der große Philosoph Immanuel Kant, einer jener Geister, die nach Jahrhunderten erst wiederkehren und der Menschheit neue Wege bahnen. Er war der Schöpfer und Begründer eines philosophischen Systems, das eine neue und großartige Weltanschauung verbreitete, gleich einer hellen Fackel den Wissenschaften voranleuchtete und auf dem Gebiete der Ethik und Moral eine förmliche Revolution hervorbrachte. Ohne Menschenfurcht und Rücksicht auf die herrschende Partei verkündigte er ungescheut die Wahrheit, zahllose Schüler strömten ihm von allen deutschen Ländern zu und saßen zu den Füßen des berühmten Lehrers lauschend,

seine befruchtenden Gedanken in sich aufnehmend und weiter tragend, so daß der Ruhm des Königsberger Weisen das Vaterland verherrlichte und die Universität, an der Kant lebte und wirkte, zu einer nie wieder erlangten Höhe durch ihn erhoben wurde. Auch er gehörte, ohne dem Orden der Illuminaten ausdrücklich beigetreten zu sein, zu den Freunden der wahren Aufklärung und Freiheit, indem er muthig gegen die Finsterniß des Aberglaubens ankämpfte und die frommen Nachteulen und Fledermäuse des Pietismus in ihrer Dunkelheit aufschreckte.

Kant hatte im Aprilhefte der „Berliner Monatsschrift" eine Abhandlung „von der Einwohnung des bösen Princips neben dem Guten im Menschen" veröffentlicht. Der von Wöllner eingesetzte Censor, der bekannte Consistorialrath Hilmer, hatte diesem Aufsatz die Druckerlaubniß ertheilt, weil er annehmen mochte, daß die dunkle philosophische Sprache ihn für die Menge unverständlich und darum auch unschädlich machte; dagegen verbot er eine andere Arbeit Kant's: „Von Religion und Pfaffenthum", da ihm der bloße Titel schon bedenklich erscheinen mußte. Nichtsdestoweniger veröffentlichte der berühmte Verfasser diese Abhandlungen unter dem Titel: „die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernuft", wozu ihm die theologische Facultät

der Universität, ohne Anstand ihre Genehmigung gab. In dieser Schrift führte der berühmte Philosoph den Gedanken aus, daß das vernunftgemäße Denken, der Rationalismus, eine übernatürliche, göttliche Offenbarung zwar als möglich zugebe, aber sie zu kennen und für wirklich anzunehmen, zur wahren Religion nicht unumgänglich nothwendig erachte.

„Die wahre Religion", lehrte Kant, „sei Erkenntniß unserer Pflichten als göttlicher Gebote und guter Lebenswandel das Einzige, was der Mensch thun könne, um Gott wohl zu gefallen. Der bestehende Kirchenglaube und Gottesdienst sei nützlich, insofern er den Zweck habe, von den unteren Stufen der menschlichen Bildung zu jener Erkenntniß hinaufzuführen und die Erfüllung der Pflichten zu befördern; aber ihn für wesentlich zum Dienste Gottes zu halten und ihn zur obersten Bedingung des göttlichen Wohlgefallens am Menschen zu machen, sei ein Wahn, dessen Befolgung eine solche vermeintliche Verehrung Gottes sei, wodurch dem wahren, von ihm selbst geforderten Dienste grade entgegengehandelt werde. Die enge Pforte und der schmale Weg, der zum Leben führe, sei der des guten Lebenswandels; die weite Pforte und der breite Weg, auf dem Viele zum Verderben wandeln, sei die Kirche, nicht grade, als ob es an ihr und ihren Satzungen

liege, daß Menschen verloren werden, sondern weil das Gehen in sie, das Bekenntniß ihrer Satzungen und die Ausübung ihrer Gebräuche für den von Gott verlangten Dienst genommen werde. Wenn auch der Kirche freistehe, Geheimnisse der göttlichen Weisheit als ihr gewordene Offenbarungen zu verkündigen, so würde doch die Meinung, daß diese Offenbarungen, zu glauben, wie sie die heilige Schrift erzählt, und sie, äußerlich oder innerlich, zu bekennen, an sich etwas sei, wodurch wir uns Gott wohlgefällig machen könnten, ein gefährlicher Irrwahn sein: Denn dieses Glauben sei als inneres Verhältniß eines festen Fürwahrhaltens so wahrhaftig ein durch Furcht abgezwungenes Thun, daß ein aufrichtiger Mensch eher jede andere Bedingung, als diese eingehn möchte, weil er bei allen anderen kirchlichen Frohndiensten allenfalls nur etwas Ueberflüssiges, hier aber in einer Erklärung, von deren Wahrheit er nicht überzeugt sei, etwas dem Gewissen Widerstreitendes thun würde. Die Nöthigung, etwas zu glauben, was nur historisch erkannt worden und darum nicht für Jedermann überzeugend sein kann, sei für gewissenhafte Menschen ein viel schwereres Joch, als der Kram frommer auferlegter Observanzen immer sein möge, bei denen es genug sei, daß man sie begehe, um mit

einem eingerichteten Kirchenwesen zusammenzupassen, ohne daß Jemand innerlich oder äußerlich das Bekenntniß seines Glaubens ablegen dürfe, daß er es für eine von Gott gestiftete Anordnung halte, als wodurch eigentlich das Gewissen verletzt werde."

„Das Pfaffenthum sei die Verfassung einer Kirche, in welcher der Fetischdienst gemachter Götzen regiere, und überall da anzutreffen, wo nicht Principien der Sittlichkeit, sondern statutarische Gebote, Glaubensregeln und Observanzen die Grundlage und das Wesentliche desselben ausmachen. Auf das Mehr oder Weniger komme es hierbei gar nicht an, wo der Werth oder Unwerth auf der Beschaffenheit des zu oberst bindenden Princips beruhe. Wenn dieses die gehorsame Unterwerfung unter eine Satzung als Frohndienst, nicht aber als freie Huldigung auferlege, die zuerst dem moralischen Gesetze geleistet werden solle, so mögen der auferlegten Observanzen noch so wenige sein, genug, wenn sie für unbedingt nothwendig erklärt werden, so sei dies immer ein Fetischglaube, durch den die Menge regiert und durch den Gehorsam einer Kirche — nicht einer Religion — ihrer moralischen Freiheit beraubt werde."

Diese Sätze waren gleichsam das Evangelium der damaligen Rationalisten und allerdings vom Stand-

punkte der reinen menschlichen Vernunft unwiderlegbar; sie wurden gelesen, verbreitet und mit Begeisterung aufgenommen. Ich sehe noch meinen ehrlichen Schuster vor mir stehn, wie er mir mit strahlendem Gesichte die wichtigsten Stellen der Kant'schen Schriften vorlas, indem er sie mit seinen Bemerkungen begleitete.

„Das heißt gesprochen", sagte er, freudig bewegt, „wie Luther einst gesprochen hat. Es ist der Geist des großen Reformators, der in dem großen Philosophen wiedererstanden ist. Was jener angefangen, hat dieser vollendet: die Befreiung des menschlichen Geistes."

„Und Sie glauben wirklich, daß der philosophische Rationalismus siegen und das Christenthum verdrängen wird?"

„So gewiß wie aus dem Kinde ein Mann, aus dem schwachen Reise ein starker Baum wird, muß auch die Menschheit der Kinderstube entwachsen und die Ammenmärchen ihrer Jugend vergessen. Nur so lange der Fuß zu schwach ist, bedarf er der Krücken und Gängelbänder. Wer sich stark genug fühlt, kann ihrer entbehren und wird sie fortwerfen."

„Und Sie glauben, daß diese Zeit bereits gekommen ist?" fragte ich zweifelnd.

„Nicht für Alle, aber doch für Viele. Auch die

Sonne leuchtet nur der halben Welt, während die andere Hälfte auch in dunkler Nacht begraben liegt. Die Morgenröthe der Aufklärung ist bereits aufgegangen und das Licht der reinen Vernunft wird nicht zögern, auch die letzten Schatten zu zerstreun und die dunkelsten Abgründe zu erhellen. Der menschliche Geist hat in diesem Jahrhundert die größten Fortschritte gemacht, die Bande des religiösen und politischen Vorurtheils gesprengt und seine angeborene Kraft gezeigt. Wir stehn erst am Anfange einer neuen Weltepoche, deren Vorläufer nur die französiche Revolution ist."

„Dieselbe Revolution", warf ich dagegen ein, „die sich bereits zu den blutigsten Ausschweifungen hinreißen läßt und sich im Schmutze der Gemeinheit herumwälzt."

„Und hat die Kirche weniger Blut vergossen, ist die Religion von jedem Flecken rein? Lesen Sie die Geschichte des Christenthums und Sie müssen über das Unheil schaudern, das es in die Welt gebracht. Das Becken des Weltmeers ist zu klein, um all' das Blut aufzunehmen, das in seinem Namen vergossen worden ist. Wo giebt es ein Tribunal, so grausam wie die römische Inquisition? wo eine Reihe von Bösewichtern, wie sie die Geschichte der Päpste auf-

zuweisen hat, welche sich die Stellvertreter Christi nennen?"

„Und was beweist das gegen die Wahrheit und Größe der christlichen Religion? Auch auf dem besten Boden können giftige Früchte wachsen, auch der reinste Quell von unreinen Händen getrübt werden. Grade die Schlechtigkeit und Verkehrtheit der Priester zeigt für die Herrlichkeit und Macht eines Glaubens, der sich trotzdem bis zum heutigen Tage behauptet und eine immer größere Verbreitung gefunden hat."

„Aber sein Ende ist näher, als Sie meinen. Tausende haben bereits mit der Religion gebrochen, weil sie der fortgeschrittenen Wissenschaft und Bildung nicht mehr genügt. Die Vernunft sträubt sich, die Fabeln und Wunder des alten und des neuen Testaments zu glauben. Längst hat uns die Astronomie mit mathematischer Gewißheit nachgewiesen, daß Josua der Sonne nicht gebieten konnte, still zu stehn. Als Galilei schmerzlich rief: „und sie bewegt sich doch", zitterte die Kirche vor diesem Wort, das ihre Grundfesten erschütterte. Die mosaische Schöpfungsgeschichte ist so siegreich widerlegt, daß selbst ein Kind ihr nicht mehr Glauben schenkt. Die Annahme, daß Gott seine Welt in sechs Tagen geschaffen und am siebenten von seiner Arbeit wie ein Handwerker ausgeruht,

erregt nur noch höchstens ein mitleidiges Lächeln. Giebt es noch einen gebildeten Katholiken, der die unbefleckte Empfängniß für wahr hält, der die Auferstehung der Todten im Ernst behaupten kann? Mit diesen Stützen aber fällt auch die ganze Religion zusammen und es handelt sich nur noch darum, ihre Trümmer vollkommen zu beseitigen."

„Und zugegeben, daß Sie Recht haben, was wollen Sie und Ihre Gesinnungsgenossen an die Stelle des Christenthums setzen?"

„Die reine Vernunft, die Alle Menschen mit gleicher Liebe umfassende Humanität und eine geläuterte Moral."

Der ehrliche Meister bemühte sich mit großer Beredsamkeit sein neues System auseinanderzusetzen, wobei er von seinem Freunde, den „Zopfschulz", der an unseren Gesprächen häufig Theil nahm, wesentlich unterstützt wurde. Dem Letzteren, welchem auch sein theologisches Wissen zu Hilfe kam, gelang es zwar eben so wenig, meinen Glauben zu erschüttern, aber dennoch wurde ich durch ihn immer mehr von meiner bisherigen Richtung abgelenkt, indem er vor mir das gefährliche Treiben des herrschenden Pietismus aufdeckte und in seiner ganzen scheinheiligen Verwerflichkeit darzustellen wußte, so daß ich mich schämen mußte,

zu derselben Partei, wenn auch mehr äußerlich, als innerlich, zu gehören.

Dazu kam der wahrhaft exemplarische Lebenswandel des abgesetzten Predigers, der wirklich einem Apostel und Jünger des Herrn weit eher glich, als seine Gegner, die fortwährend den Namen des Heilands im Munde führten und dabei gegen dessen Lehren fortwährend sündigten. Ich empfand einen immer größeren Widerwillen gegen die bornirte Heuchelei eines Wöllner's und seiner frommer Spießgesellen, deren ganzes Wesen mich anwiderte.

Länger konnte auch ich mich der allgemeinen Stimmung nicht verschließen, welche sich entschieden von dem herrschenden System abwandte. Ich vermied es, so weit dies in meiner Stellung möglich war, mit Bischofswerder und seinen Helfershelfern zusammenzutreffen; auch meine Beschützerin sah ich nur noch selten; sie entschuldigte gutmüthig meine Abwesenheit mit meiner Trauer um Serena, deren Tod ihr nicht unbekannt geblieben war. Gugumos selbst war seit längerer Zeit verreist und ich war im Stillen darüber erfreut, da ich mich um so freier fühlte. Ich fürchtete sein geistiges Uebergewicht, seine sophistische Ueberredungskraft, aber nur so lange, als er in meiner Nähe blieb. Mit der Entfernung hörte auch

seine Herrschaft auf und ich gewann meine ganze Selbstständigkeit wieder zurück.

In solcher Zurückgezogenheit und von dem Ernste des Lebens berührt, fühlte ich das unabweisbare Bedürfniß, die gestörte Harmonie meines Innern wiederherzustellen und mich zu sammeln. Ich prüfte mein vergangenes Leben und kam dabei zu dem Resultate, daß ich nahe daran war, mich selber zu verlieren. Das Bild, welches vor meinen Augen stand, erfüllte mich mit Verachtung und Entsetzen. Was war aus mir geworden? — Ich hatte zwar äußerlich eine glänzende Stellung erlangt, aber auf Kosten der Ehre und aller besseren Grundsätze; ich hatte gegen meine Ueberzeugung meine Hand zu dem verwegensten Gaukelspiel geboten, ich war der Mitschuldige einer Camarilla geworden, die im Namen des Königs das Gesetz mit Füßen trat und den Staat Friedrich's des Großen dem Verderben entgegenführte.

Es konnte mir unmöglich verborgen bleiben, daß die öffentliche Meinung die bestehende Regierung mit Recht verurtheilte, daß die von ihr befolgten Maßregeln gegen alle Gerechtigkeit und Humanität verstießen, daß die von ihr erlassenen Edicte gegen den Geist des Jahrhunderts und das wahre Wohl des Volkes sündigten. Am meisten aber schmerzte es

mich, zu einer Partei gezählt zu werden, welche allgemein mit Mißtrauen und Verachtung begrüßt wurde, ohne daß ich im Stande war, sie vor mir selbst zu rechtfertigen. Es gehört aber schon ein hoher Muth dazu, für seine Ueberzeugung gegen alle Welt in die Schranken zu treten, wenn man auch der Wahrheit und Gerechtigkeit seiner Sache vollkommen gewiß ist. Um wie viel weniger kann man jedoch eine solche Lage ertragen, wenn man diesen Glauben verloren hat, wenn man weiß, daß man nur der Lüge dient und die anerkannte Schlechtigkeit vertheidigt. Die Waffen entfallen dann den schwankenden Händen und das gegen den Gegner gewendete Schwert kehrt sich gegen uns und schlägt den eigenen Herrn.

Dennoch vermochte ich zu keinem festen Entschlusse zu gelangen; ich hatte weder den Muth, mit meiner Vergangenheit zu brechen, noch die Kraft, ein neues Leben voll Entsagungen zu beginnen und die Opfer zu bringen, welche eine derartige Umwandlung von mir forderte, ich hatte meinen alten Glauben verloren, aber der neue genügte mir ebensowenig; der heuchlerische Pietismus war mir zum Ekel geworden, aber auch mit dem mir dafür gebotenen Rationalismus konnte ich mich nicht befreunden. Er kam mir nüchtern, schaal und poesielos vor, auch bot er mir und,

wie ich mit Recht glaubte, auch dem Volke zu wenig Positives, eine zu schwache Stütze in den Stürmen des Lebens. Der alte und ewige Streit zwischen Religion und Philosophie, der seit Jahrtausenden die Menschheit beschäftigt, war jetzt in mir mit unwiderstehlicher Gewalt erwacht und ich bemühte mich im vergeblichen Ringen, ihn in meinem Innern zu entscheiden.

Das Bedürfniß, mich darüber aufzuklären, führte mich fast täglich zu dem ehrlichen Schuster und dem würdigen „Zopfschulzen", der bei ihm ein vorläufiges Unterkommen gefunden hatte. Um meinen Verkehr mit diesen notorischen Illuminaten zu verbergen, benutzte ich meist die Dunkelheit, in der ich gewöhnlich zu dem befreundeten Meister schlich, da ich mich fürchtete, einem meiner vornehmen Bekannten, oder gar einem Spione zu begegnen, von denen Berlin damals wimmelte.

So saß ich oft in der kleinen Stube, mit den beiden Männern philosophirend und über die höchsten Interessen der Menschheit streitend. Eines Abends verlangte ich von dem rationalistischen Prediger, der wieder die Entbehrlichkeit des Christenthumes behauptete, für die nach seiner Meinung völlig unnütze Religion eine eben so feste Stütze, ein gleich unerschütterliches Princip für alle Lagen des Lebens.

„Wenn Sie", sagte ich ihm, „der Menschheit die Religion nehmen, so fällt sie nothwendiger Weise in das alte Chaos zurück. Die bürgerliche Gesellschaft muß sich auflösen, denn sie beruht einzig und allein auf dem festen Glauben an ein höchstes Wesen. Die Mehrzahl gehorcht nur aus Furcht vor dem allwissenden Richter, oder aus Hoffnung auf eine spätere Vergeltung. Streichen Sie diese mächtigen Faktoren fort, und Jedermann wird nur thun, was ihm gefällt und wozu er die Macht hat; ungescheut wird der Starke den Schwachen unterdrücken, der Böse seinen schlimmen Trieben ohne Furcht folgen. Mit dem Schrecken der Ewigkeit, mit der Aussicht auf ein anderes Leben schwindet jede Rücksicht, das Laster hat keine Schranke, die Tugend keine Stütze, keinen Trost in ihrem Unglück mehr. Der scheußlichste Egoismus wird sich erheben und der Krieg Aller gegen Alle ist die natürliche Folge. Was wollen Sie an die Stelle setzen, wo einen genügenden Schutz gegen die Tyrannei und Bosheit finden? Selbst Voltaire, der Apostel Ihrer Aufklärung, sagt, daß ein Gott der Welt so nothwendig sei, daß man ihn erfinden müßte, wenn er nicht schon vorhanden wäre."

„Voltaire", entgegnete der Zopfschulze, „hat nur eine schöne, nichtssagende Phrase gemacht, wie es die

Franzosen gewöhnlich thun. Ich könnte Ihnen antworten, daß der Rationalismus das Dasein Gottes keineswegs leugnet und selbst bedingungsweise für nothwendig hält. Aus diesem Glauben an ein höchstes Wesen folgt aber noch keineswegs die Nothwendigkeit einer bestimmten Religion, oder gar der Kirche und der Geistlichkeit. Ich gehe aber noch weiter und behaupte, daß die ganze Frage von der Existenz eines Gottes eine offene sei und jedem Menschen überlassen bleiben kann, ohne daß darum die Welt zu Grunde geht, wie Sie behaupten."

„Ich bin in der That neugierig, wie Sie diesen Beweis führen wollen."

„Nichts leichter, wenn Sie mir erst zugeben, was ohnehin mit mathematischer Gewißheit feststeht, daß der Mensch gewisse Kategorien besitzt, nach denen sein Denken bestimmten und unumstößlichen Gesetzen unterworfen ist. Auf dem Wege des logischen Schlusses müssen wir zu der Erkenntniß der Wahrheit sicherer, als durch jede Offenbarung gelangen. So wie wir Wärme von Kälte, das Große vom „Kleinen," Quantität und Qualität der Dinge unterscheiden lernen, so müssen wir auch das Gute von dem Schlechten, die Wahrheit von der Lüge unterscheiden. In unserem Innern lebt der ewige Richter, der uns sagt, ob wir

Recht oder Unrecht handeln, ob wir unsere Pflicht erfüllen oder dagegen sündigen. Er ist unbestechlich und vollstreckt sein Urtheil sogleich, indem er dem Verbrechen die Strafe auf dem Fuße folgen läßt; denn so oft wir seine Gebote übertreten, erfaßt uns ein Abscheu vor uns selbst, eine unangenehme Empfindung des eigenen Unwerths, dessen wir uns vollkommen bewußt werden. Weit mehr als alle Schrecken des Jenseits, als alle Qualen einer eingebildeten, oder von der Kirche gelehrten Hölle peinigt den Sünder das nie schlummernde Gewissen in der Brust. Die einmal erkannte Wahrheit leidet keinen Widerspruch, keine Beschönigung, keine noch so geringe Abweichung von der geraden Linie; sie besitzt eine zwingende Gewalt; sie ist der „kategorische Imperativ", den Kant als den Grundquell aller Moral für immer hingestellt hat. Für diese Wahrheit haben unzählige Märtyrer gelitten, ist der erhabene Stifter der christlichen Religion gestorben, werden noch unzählige Opfer fallen, bis sie siegreich der ganzen Menschheit strahlt und wie die Sonne am Himmel leuchtet."

„Und Sie glauben wirklich, daß dieser kategorische Imperativ das Christenthum entbehrlich machen, daß es keine Seele ferner geben wird, die sich nach einer unmittelbaren Offenbarung, nach dem Göttlichen, nach

dem Verkehr mit dem Erlöser, nach den mächtigen Heilmitteln der Kirche sehnen wird? Ich zweifle daran; denn so lange es nur schwache Menschen giebt, und diese wird es geben, so lange die Welt besteht, muß auch eine Religion vorhanden sein, wird die Menge stets das Bedürfniß empfinden, ein allmächtiges Wesen zu verehren, wird das Gebet der Sterblichen in Leid und Freude zu ihm emporsteigen, werden die Herzen vor ihm sich demüthigen, um durch ihn wieder aus dem Staube emporgehoben zu werden, wenn sie im Bewußtsein ihrer Schuld zerknirscht in Reue hinschmelzen und um seine Gnade bitten. Kann Ihr kategorischer Imperativ auch Wunder thun, die Brust mit nie gekannter Seligkeit erfüllen, die Pforten des Himmels aufschließen und die ewige Herrlichkeit uns zeigen? Vermag er den Tugendhaften in seinem Unglück zu erheben und mitten in seinen Leiden und Qualen mit himmlischer Wonne zu umgeben, kann er mit der Posaune des Weltgerichts das taube Ohr und das verstockte Herz des Sünders treffen, den Bösewicht mit heiligem Orgelklang erschüttern, daß die Rinde von seiner Brust springt und die ungewohnte Thräne gewaltsam aus dem trotzigen Auge bricht? Begleitet der kategorische Imperativ den Märtyrer auf seinem letzten Gang, spricht er ihm Muth ein und öffnet er

ihm die Pforten des Paradieses, wo die Heiligen ihn mit ihrem Bruderkuß begrüßen und die Palmen der Engel und Seligen den Dulder krönen? Ihr kategorischer Imperativ wird vielleicht und auch das nicht einmal für eine Welt voll Philosophen ausreichen, aber nicht für die armen, sündigen und schwachen Menschen auf dieser dunklen Erde."

„Und doch", entgegnete der Prediger, „bedarf es nicht der Religion und noch weniger der Kirche, um diese vermeintlichen Wunder zu bewirken. Erfüllte Sokrates nicht, ohne Christ zu sein, alle Pflichten und Gebote des Christenthums, war sein Leben nicht eben so fromm und tugendhaft, wie das eines wahren Jüngers des Heilands, starb er nicht so erhaben, so fest und muthig wie, nur je ein Märtyrer oder Heiliger? — Was aber einmal möglich und vorhanden war, kann und muß auch wiederkehren. Der menschliche Geist hat die größten Fortschritte gemacht, die Bildung ist weit allgemeiner in der letzten Zeit geworden, die Vernunft triumphirt aller Orten über den Aberglauben und das Vorurtheil. In demselben Maße muß auch die Zahl derer zunehmen, welche die reine Wahrheit der sie ersetzenden Offenbarung vorziehn und die Krücken fortwerfen, deren sie sich bedienten, so lange sie zum selbstständigen Gehn zu schwach waren. Aus

dem Knaben wird ein Mann, der die Märchen- und Sagenwelt, woran sich jener ergötzt und mit gläubigem Gemüth erfreut, trotz der ihnen innewohnenden Poesie mit der oft verletzenden, aber immer aufrichtigen Geschichte vertauscht. Mit Bedauern und Sehnsucht sehen wir die Träume unserer Kindheit schwinden, aber wir erkennen zugleich, daß diese Blüthen der Phantasie welken müssen, wenn die Frucht des Lebens reifen soll. Die Geschichte des einzelnen Individuums wiederholt sich nur im großen Ganzen, wie das Weltmeer und der kleinste Thautropfen dieselbe Sonne wiederspiegeln. Wenn auch jetzt nur noch Wenige es sind, die der Religion entbehren können und sich von den Banden der Kirche lossagen, so wird bald die Zeit kommen, wo die Mehrzahl sich vom Glauben zum Wissen, von der Offenbarung zu der reinen, ungetrübten Wahrheit kehren und mit einem halb wehmüthigen, halb mitleidigen Lächeln auf die poetischen Irrthümer der jugendlichen Menschheit zurückschaun wird."

Wie gewöhnlich derartige Controversen selten zu einem Resultate führen und die Streitenden überzeugen, so erging es auch hier. Indeß brachte die Unterhaltung mit dem „Zopfschulz" doch eine wohlthätige Wirkung in mir hervor, indem ich mehr über das

Wesen der Religion nachdachte und zugleich toleranter gegen die Meinungen Anderer wurde. Besonders aber imponirte mir der „kategorische Imperativ" mit seiner ehernen Festigkeit, seiner unerschütterlichen Gediegenheit. Je mehr ich mir meiner Schwäche und Charakterlosigkeit in der letzten Zeit bewußt geworden, je klarer mir wurde, daß ich der allgemeinen Krankheit des Jahrhunderts, einer moralischen Zerfahrenheit und sittlichen Auflösung anheimgefallen war, desto mehr erkannte ich auch die Nothwendigkeit eines energischen Heilmittels an, das ich in dem genannten „kategorischen Imperativ" gefunden zu haben glaubte.

VII.

Der Kriegsgefangene.

Bald sollte ich jedoch auch an mir erfahren, daß auf der Welt nichts so schwer ist, als wahr gegen sich und Andere zu sein. Hätte ich, wie ich anfänglich in meinem jugendlichen Eifer beabsichtigte, immer unbedingt dem kategorischen Imperativ gefolgt, so wäre mir nichts übrig geblieben, als alle meine bisherigen Verhältnisse aufzulösen, den Hof und Berlin zu vermeiden. Ich begnügte mich daher, um so viel als möglich jedem moralischen Conflicte aus dem Wege zu gehn, mit einer strengen Zurückgezogenheit, wofür ich in meiner Stimmung und Trauer um Serena's Tod auch eine hinlängliche Entschuldigung fand. Ich hielt mich von allen früheren Intriguen fern und erschien nur noch in der Nähe des Königs, wenn meine

Stellung mich dazu zwang. Aus einem thätigen Mithelfer wurde ich nur noch ein passiver Zuschauer der Ereignisse und Begebenheiten, die sich nach und nach unter meinen Augen zutrugen. Die herrschende Partei der Rosenkreuzer traute mir zwar nicht ganz, da trotz aller Vorsicht mir hier und da eine mißbilligende Aeußerung über ihr erbärmliches Treiben entschlüpft sein mochte; aber sie hielt es vorläufig noch für besser, mich zu schonen als einen Eingeweihten und Mitwisser ihrer gefährlichsten Geheimnisse. Mir konnte es nur angenehm sein, daß ich nicht mehr zu ihren engeren Berathungen gezogen wurde, wo ich ohnehin nur eine traurige Rolle gespielt hätte.

Mein Umgang beschränkte sich, da auch Gugumos noch immer nicht zurückgekehrt war, fast ausschließlich auf den ehrlichen Schuster und den Prediger mit dem Zopfe, mit dem ich nach wie vor über Religion stritt, und der mich in meinen besseren Grundsätzen durch Wort und Beispiel unterstützte. Nie entschlüpfte ihm eine Klage über die traurige Lage, in der er sich befand; höchstens bedauerte er seine zahlreiche Familie, die ihm nach Berlin nachgekommen war und für die er durch Abschreiben und ähnliche Arbeiten kaum so viel erwarb, um sich satt zu essen. Meine angebotene Unterstützung wies er freundlich, aber ent-

schieden zurück, nur von seinem Freunde Thomas nahm er zuweilen ein kleines Darlehn unter der Bedingung an, es später, wenn es ihm besser ginge, wiederzuerstatten.

Unterdeß erhielten die politischen Verhältnisse eine immer drohendere Gestalt. Die französische Regierung hatte an Oesterreich den Krieg erklärt, weil es trotz wiederholter Aufforderung derselben seine Rüstungen nicht einstellte und die betreffenden Noten in einer hochmüthigen, verletzenden Sprache beantwortete. Für diesen Fall war auch Preußen verbunden, seine Truppen in Bewegung zu setzen. Friedrich Wilhelm der Zweite konnte kaum den Augenblick erwarten, sich an die Spitze seines Heeres zu stellen und die Rolle des Befreiers zu spielen. Er sowohl, wie seine Generäle, verführt durch die Versprechungen und eitlen Prahlereien der französischen Prinzen und Emigranten, befanden sich in einer vollkommenen Täuschung, indem sie glaubten, in wenigen Wochen und ohne jede Anstrengung den Feldzug zu beenden und als Sieger heimzukehren. Man rechnete darauf, keinen ernstlichen Widerstand zu finden, von der Bevölkerung mit offenen Armen überall empfangen zu werden, vor Allem aber auf den preußischen Kriegsruhm, auf das Heer Friedrich's des Großen, das in ganz Europa für

unwiderstehlich gehalten wurde. So groß war diese Verblendung, daß Herr von Bischofswerder bei der Heerschau, welche der König über das Armee-Corps hielt, welches sich gegen den Rhein in Marsch setzen sollte, in einer Gesellschaft höherer Officiere die vertrauliche Aeußerung that: „Kaufen Sie nicht zu viel Pferde, meine Herren, die Comödie wird nicht lange dauern. Die Freiheit geht in Paris schon in Rauch auf. Die Armee der Advocaten wird bald auseinandergejagt sein und zum Herbst, denk' ich, werden wir wieder zu Hause sein."

Nicht minder siegesgewiß sprach sich der zum Ober-Befehlshaber ernannte Herzog von Braunschweig damals aus.

„Meine Herren!" sagte er zu einigen Officieren, die ihn um Urlaub baten, um zur Vervollständigung ihrer Feldequipage noch Einkäufe zu machen, „ja nicht so viele Umstände, so viele unnöthige Ausgaben, wir machen nichts weiter als eine militairische Promenade nach Paris."

Dieselbe Zuversicht herrschte unter den Soldaten; überall hörte man sie in den Straßen singen: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben." Die alten Krieger, welche noch unter dem großen Friedrich gedient, erzählten den Jüngern von dem leichten Siege

bei Roßbach und wie da die zahllosen Franzosen vor dem kleinen Häuflein der tapfern Preußen Reißaus genommen mit Hinterlassung ihrer Pomadenbüchschen und Schminktöpfe.

Anders war die Stimmung im Volke und besonders im Berliner Bürgerstande, der, ohne grade mit den Ausschweifungen der französischen Revolution zu sympathisiren, die Grundideen derselben billigte und theilte. Aber die öffentliche Meinung wurde damals noch nicht gehört; es gab kein Volk, sondern nur ein Publikum, und keine Zeitung hätte es gewagt, gegen einen Beschluß der Regierung sich noch so bescheiden aufzulehnen.

Nur eine geistreiche Frau am Hofe wagte die Wahrheit, wenn auch vergebens, zu sagen. Es war dies die schöne, stolze Gräfin Sophie Juliane Friederike von Dönhoff, die Nachfolgerin des Fräuleins von Voß in der Gunst des Königs. Längst war nämlich dem Hofadel die bürgerliche Madame Rietz ein Dorn im Auge, und die ältesten Familien des Landes geizten nach der Ehre, sie durch eine ihrer Töchter zu ersetzen. Als daher die Gräfin Voß in jugendlichem Alter, wegen ihres sanften Charakters allgemein bedauert, an der Schwindsucht gestorben war, beeilte man sich, die verhaßte Rietz von Neuem zu verdrängen, weil man

ihren Einfluß auf den schwachen Fürsten fürchtete. Da bot sich jene geistreiche liebenswürdige Gräfin zum Opfer an. Sie war Hofdame der Königin und hieß wegen ihrer jugendlich kräftigen Gestalt und frischen Grazie die „Hebe" des Hofes. In üppiger Fülle schlang sich das blonde Haar wie eine goldene Krone um die hohe, weiße Stirn; ein klarer Geist strahlte aus den tiefen, blauen Augen, überwiegender Verstand und Charakter sprach aus den festen Zügen, deren stolzer Ausdruck durch weibliche Anmuth gemildert wurde. Sie blendete und entzückte durch jenes gefährliche Zusammenspiel von körperlichen Reizen, geistiger Liebenswürdigkeit, von Capricen und Launen, welche die Leidenschaft nur noch mehr entflammen und durch den Zauber der Abwechselung und der Ueberraschung das Herz und den Verstand wie ein schönes Räthsel zugleich gefangen nehmen.

Die reich begabte Frau hatte ein höheres Ziel im Auge, als blos dem Vergnügen und der Zerstreuung ihres Gebieters zu dienen, sie wollte durch ihn herrschen, ihn selbst größer und würdiger machen, seinen Ruhm, den Ruhm Preußens nicht nur bewahren, sondern noch erhöhn. Um einen solchen Preis glaubte sie nicht nur die Verzeihung und Nachsicht der Welt, sondern auch ihre eigene Achtung wiederzufinden, sich vor sich selber

entschuldigt und gereinigt zu sehn, ein so großes Opfer nicht vergebens gebracht zu haben.

Sie war zu klug und einsichtsvoll, um die allgemeine Ueberhebung Preußen's zu theilen, da sie Geist und hinlänglichen Scharfblick genug besaß, um die Schwächen der Regierung einzusehn, welche nur noch von dem Ruhme des großen Friedrich's zehrte und von dem Abglanz dieser untergegangenen Sonne noch erleuchtet wurde. Aus diesem Grunde erklärte sie sich gegen den Krieg mit Frankreich und schrieb deshalb an den König folgenden Brief, worin sie offen und entschieden ihre Meinung ihm kund gab.

„Sire!“ lautete dies Schreiben. „Ich gebe Sie ganz auf, wenn Sie mit solchem Leichtsinne sich in ein so gewichtiges und schweres Unternehmen einlassen. Entweder müssen Sie an der Spitze von zweimal hunderttausend Preußen und einhundertfünfzigtausend Oesterreichern marschiren oder auf jede Hoffnung des Siegs verzichten. Mit einer Handvoll Leute werden Sie nur Ihr Leben auf's Spiel setzen und Ihre Ehre bloßstellen. Sie werden von den Grenzen zurückgeschlagen werden. Ihre ritterliche Laune macht Sie zu einem Don Quixote, der ebenfalls Berg und Thal durchzog, um überall das Recht wiederherzustellen, sich auf Alles stürzte, was ihm in den Weg

kam und losschlug, ohne auf die Zahl und Stärke seiner Gegner Rücksicht zu nehmen."

Die Gräfin Dönhoff wurde die preußische Kassandra; denn trotzdem sie die Wahrheit sprach, wurde sie nicht gehört und zum Lohne für ihre Warnungen verleumdet und angeklagt. Der Anhang der Madame Rietz und die Kriegspartei beschuldigten sie des geheimen Einverständnisses mit dem geflüchteten Leuchsering und dessen Geliebten, dem Fräulein von Bielefeld, deren revolutionaire Grundsätze sie durchaus theilen sollte. Man ging sogar so weit, zu behaupten, daß die Gräfin von den Jakobinern in Paris bestochen sei, um den Krieg zu hintertreiben. Diese unbegründeten Gerüchte wurden nur in der Absicht verbreitet, um den König gegen sie aufzubringen und einen Bruch herbeizuführen, da die stolze und geistreiche Frau sich durch ihre Offenheit viele Feinde am Hofe gemacht hatte und den von ihr gehegten Erwartungen nicht entsprach. Besonders waren die französischen Emigranten geschäftig, ihren Ruf zu untergraben und die lächerlichsten Beschuldigungen über sie auszusprengen; in ihren Augen war die Gräfin die wüthendste Demokratin, wo nicht gar eine entschiedene Republikanerin. Aber man begnügte sich nicht damit, blos ihren politischen Charakter zu verdächtigen, sondern ging sogar

so weit, ihr die abscheulichste Sittenverderbniß anzudichten; man unterhielt sich von ihren unzähligen Liebschaften, besonders von den Begünstigungen, die sie dem Grafen Medem, einem Bruder der Herzogin von Kurland, und dem Grafen Lehndorf, einem jungen Offizier, habe zukommen lassen, obgleich die Gräfin sich keine andere Schwäche vorzuwerfen hatte, als ihre großherzige Hingebung für Friedrich Wilhelm den Zweiten, der den Werth dieser Frau nicht zu schätzen wußte.

Auch diesmal hörte er nicht auf ihren einsichtsvollen Rath, der sich auf die genaue Kenntniß seines Charakters und der preußischen Verhältnisse gründete. In demselben Maße aber, wie die Waagschale der Gräfin Dönhoff sank, stieg wieder der Einfluß der Madame Rietz und ihrer Kreaturen; sie sah sich von den Emigranten umringt, die ihr den Hof machten und ihrer Eitelkeit schmeichelten, um sich ihrer für ihre Zwecke zu bedienen. Die bürgerliche Favoritin wurde zur Beschützerin des französischen Königsthums ausgerufen, während die hochadlige Frau allgemein für eine Beförderin der Revolution, für die Freundin eines Danton und Marat galt. Madame Rietz gefiel sich in der ihr zugedachten loyalen Rolle und drängte den König zu einem entscheidenden Schritte, von dem

ihn die Gräfin Dönhoff mit Recht zurückzuhalten suchte.

Endlich erfolgte der Aufbruch der preußischen Armee, die sich nach dem Rhein in Bewegung setzte. Der König reiste am 10. Juli 1792 von Berlin ab und begab sich zunächst in Begleitung des Ministers v. Schulenburg-Kehnert nach Mainz, wohin ihm später auch Graf Haugwitz mit der Kanzlei nachfolgte, zu welcher der Cabinetsrath Lombard und auch ich gehörten. Der Kurfürst von Mainz bot Alles auf, um dem Könige seinen Aufenthalt auf dem Lustschloß Favorite so angenehm als möglich zu machen. Jeder Tag war ein Fest und des Nachts glänzten die Berge und der Strom von dem Wiederschein der Feuerwerke und künstlichen Illuminationen. Besonders überließen sich die französischen Emigranten dem ausgelassensten Uebermuth; sie schwelgten an den Wirthstafeln, warfen sich gegenseitig mit Brodkugeln und vergossen den herrlichsten Rheinwein in Strömen, indem sie im Voraus ihren vermeintlichen Sieg über die Revolution feierten. Ein unbefangener Beobachter mußte in der That glauben, daß es sich nicht um einen ernsten Feldzug gegen einen mächtigen Feind, sondern nur um ein Lustlager oder eine Vergnügungspartie handelte.

Den Oberbefehl über die preußischen Truppen

führte der Herzog von Braunschweig, der sein Hauptquartier in Coblenz aufgeschlagen hatte. Er galt für einen der vorzüglichsten Feldherren seiner Zeit und aus der Schule Friedrich's des Großen, der ihn im Umgang liebgewonnen und bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet hatte. Unter der Leitung seines Oheims, des Prinzen Ferdinand von Braunschweig und berühmten Siegers von Minden und Crefeld, hatte er den siebenjährigen Krieg mitgemacht und sich zu einem tüchtigen Führer ausgebildet. Außerdem galt er für einen in jeder Beziehung bedeutenden und hervorragenden Mann. Der berühmte Mirabeau, der ihn kennen lernte, urtheilte über ihn äußerst günstig, indem er ihm Tiefe und Feinheit des Geistes zuschrieb. Des Herzogs Gestalt war edel, groß, kräftig, durch Leibesübungen ausgebildet, eine offene Stirn, ein schönes, feuriges Auge, in seinem Munde Feinheit und Freundlichkeit, in seinem Betragen Würde und oft — übertriebene Höflichkeit. Sein Geist war vielumfassend, scharfsinnig, ausgebildet durch mannigfaltige Kenntnisse, besonders der Geschichte und der Kriegswissenschaften, die ihm eine sorgfältige Erziehung, seine Erfahrung, sein rastloser Fleiß verschafft hatten. In seinen Entwürfen war er in Folge seiner Erfahrung äußerst bedächtig, oft furchtsam; in der Ausführung und am Tage der

Schlacht zeigte er den hohen Muth, die unerschütterliche Gelassenheit, den Scharfblick eines großen und erfahrenen Feldherrn. Diese Eigenschaften wurden gelähmt durch Mangel an fester, unerschütterlicher Willenskraft, das für gut und nöthig Erkannte auszuführen und diejenige Stelle im preußischen Staate zu ergreifen, die ihm der Charakter Friedrich Wilhelm's des Zweiten anwies, nämlich: sich an die Spitze der Geschäfte zu setzen und alle gegen ihn einwirkenden Subalternen zu entfernen, die seine Pläne untergruben, ohne daß er nachdrücklich widersprach, oder daß er die Nothwendigkeit, sie verstümmelt auszuführen und die daraus ihn treffende Verantwortlichkeit zurückgewiesen hätte. —

Zu dieser Schwäche einer sonst so bedeutenden Persönlichkeit kam seine Vorliebe für die französische Nation, die ihrerseits durch ihre vorzüglichsten Organe der Eitelkeit des Herzogs schmeichelte und ihm bei jeder Gelegenheit ihre Achtung und Anerkennung zu Theil werden ließ. Dies ging so weit, daß ihm die constitutionelle Regierung in Paris allen Ernstes den Marschallstab und den Oberbefehl über sämmtliche französische Truppen angetragen hatte, welches Anerbieten er jedoch ausschlug. Unter diesen Verhältnissen mußte nur zu leicht der Herzog in einen Widerspruch seiner Pflicht

mit seiner Neigung gerathen und dadurch in seiner Stellung und seinen Plänen gelähmt werden. Es war daher eine wahrhafte Ironie des Schicksals, daß er sich gezwungen sah, jenes berüchtigte Manifest gegen Frankreich unter seinem Namen zu erlassen, obgleich er an der Abfassung desselben so gut wie gar keinen Theil hatte. Die Urheberschaft dieses in seiner Folge unberechenbaren Dokumentes gebührt zunächst dem geheimen Bevollmächtigten des unglücklichen Ludwig's XVI., Mallet du Pan, der über Genf nach Berlin und Wien gekommen war, um die betreffenden Höfe gegen die Revolution zu stimmen und ihre Hülfe zu beschleunigen. In Verbindung mit dem General-Major Heymann, einem französischen Royalisten, der im preußischen Generalstabe angestellt worden war, dem österreichischen Vice-Staats-Kanzler von Cobentzel und dem Minister Schulenburg wurden die allgemeinen Grundzüge eines Manifestes verabredet, dessen näheren Inhalt Ludwig selbst angegeben hatte. Die im Ganzen jedoch noch gemäßigte Haltung der Conferenz genügte nicht dem blinden Eifer der französischen Prinzen und der wüthenden Emigranten in ihrer Umgebung. Sie beauftragten deshalb den Marquis de Limon, einen der heftigsten Royalisten, mit der Abfassung eines neuen Entwurfes, den sie dem Kaiser von Oesterreich

und dem Könige von Preußen unmittelbar zur Unterschrift vorlegten. Beide Monarchen zögerten nicht, ihre Zustimmung zu geben, und ließen dann das mit ihrem Namen versehene Papier dem Herzog von Braunschweig zur Unterzeichnung und Veröffentlichung zukommen. Dieser gerieth dadurch in keine geringe Verlegenheit, da er klug genug war, die traurigen Folgen des unglückseligen Dokumentes zu erkennen; dennoch konnte und durfte er sich nicht weigern, da die über ihm stehenden Fürsten keinen Anstand genommen hatten. Er erlaubte sich nur dem Könige zu bemerken, daß ihm vergönnt sein möge, einige Phrasen zu mildern, um sich nicht dem Tadel auszusetzen, eine Ungeschicklichkeit begangen zu haben. Diese Erlaubniß wurde dem Herzog auch ertheilt, und er berief in Folge derselben eine neue Conferenz, an der außer dem österreichischen Feldmarschall Lasch, dem Grafen Cobentzel und Baron Spielmann, von preußischer Seite der Graf Schulenburg, der Geheimrath Renfner und ich selbst betheiligt waren. Wir unterwarfen die ganze Schrift noch einmal einer strengen Prüfung und milderten die härtesten Ausdrücke. In dieser veränderten Gestalt wurde das Manifest den französischen Prinzen wieder vorgelegt, die damit keineswegs zufrieden waren, aber schließlich einwilligten, daß es

in dieser Form gedruckt und veröffentlicht werden sollte. Wie groß aber war unser Erstaunen und der Zorn des Herzogs, als der nächste „Moniteur“ und die übrigen royalistischen Blätter das ganze Aktenstück in der ersten unveränderten Fassung mit Beifügung der gestrichenen und mit Hinweglassung der gemilderten Stellen in ihren Spalten brachten!

In der Einleitung dieses, der Geschichte angehörigen Manifestes kündigte sich zunächst der Herzog von Braunschweig als der Oberbefehlshaber der verbündeten Truppen an; zugleich nannte er als die nächste Ursache des Krieges die Verletzung der Grenzen und des Besitzthums deutscher Reichsfürsten im Elsaß, vor Allem aber die von den gegenwärtigen Machthabern angemaßte Gewalt und die daraus entstandene Anarchie. Nach seiner Angabe beabsichtigte er nur, der Anarchie in Frankreich Einhalt zu thun, die Angriffe auf Thron und Altar aufzuhalten, die gesetzliche Gewalt wiederherzustellen, dem Könige die Freiheit und Sicherheit wiederzugeben, deren er beraubt worden, und ihn in den Stand zu setzen, die ihm gebührende legitime Autorität auszuüben; da die Verbündeten überzeugt wären, daß der gesunde Theil der französischen Nation die Ausschweifungen einer Faction, welche sie unterjocht, verabscheute und daß die Mehrzahl der

Einwohner mit Ungeduld den Augenblick der Hülfe erwartete, um sich öffentlich gegen die verhaßten Unternehmungen ihrer Unterdrücker zu erklären. Der Herzog gab die Versicherung, daß nur die Sorge für das Glück Frankreich's die beiden hohen Fürsten zu diesem Kriege veranlaßt hätte, daß sie nur gekommen wären, um den König, die Königin und die Königliche Familie aus der Gefangenschaft zu befreien und der christlichen Majestät die nöthige Sicherheit zu verschaffen. Die National-Garden, Officiere und Soldaten wurden von ihm aufgefordert, zum Gehorsam unter den Befehl ihres legitimen Herrschers zurückzukehren. Die Städte und Dörfer, in welchen die Einwohner den Verbündeten Widerstand leisteten, aus Fenstern, Thüren und Oeffnungen der Häuser auf die Truppen schießen würden, sollten sofort demolirt und niedergebrannt werden. Am meisten bedrohte er die Stadt Paris, die für den Fall des Ungehorsams und der geringsten Beleidigung oder Gewaltthätigkeit gegen die Königliche Familie, eine exemplarische, im Gedächtniß bleibende Rache treffen sollte, indem er sie einer militairischen Execution zu überliefern, sie dem Erdboden gänzlich gleich zu machen und an den des Hochverraths Schuldigen die härtesten, peinlichsten Strafen zu vollziehn versprach.

Bekanntlich brachte das berüchtigte Manifest, an dessen Abfassung ich leider ebenfalls meinen bescheidenen Antheil hatte, die entgegengesetzte Wirkung von dem hervor, was damit ursprünglich beabsichtigt worden war. Das französische Volk wurde durch die beleidigende Sprache der Verbündeten nicht eingeschüchtert, sondern nur herausgefordert und zur Wuth gereizt. Selbst die gemäßigte Partei war erbittert und gekränkt, um wie viel mehr die revolutionairen Elemente und vor Allem die Clubs, welche jetzt erst eine nie geahnte Thatkraft entwickelten und jeden Nerv zur Abwehr eines übermüthigen Feindes und zur Rettung des eigenen Vaterlandes anstrengten. Seitdem die Führer des Aufstandes wußten, welches Loos sie erwartete und daß sie von den Siegern keine Schonung zu hoffen hatten, griffen auch sie zu dem Aeußersten, schreckten auch sie vor keinem noch so blutigen Wagniß zurück. Die Presse führte eine nie zuvor gehörte Sprache; sie beschuldigte laut den König und leider nicht mit Unrecht des verrätherischen Einverständnisses mit den Verbündeten. Die Rednerbühne hallte von ähnlichen Anklagen wieder, die sich besonders gegen die Königin, die verhaßte Oesterreicherin, richteten, so daß das Volk zur unnatürlichen Wuth gereizt und entflammt wurde. In der Nationalversammlung wurde das Vaterland

in Gefahr erklärt, die ganze Nation zu seiner Vertheidigung aufgerufen, jeder Franzose aufgeboten. Jünglinge, Männer und selbst Greise eilten nach den bedrohten Grenzen hin, um freiwillig an dem Kampfe Theil zu nehmen.

Unterdeß näherte sich das preußische Heer seiner Bestimmung; Ende Juli brach es aus dem Lager bei Rübenach auf, nachdem der König es zuvor gemustert hatte. Die Armee bot in der That ein herrliches Schauspiel dar; es waren zum Theil noch die Soldaten des großen Friedrich's, ausgezeichnet durch Disciplin und militairische Haltung, stolz auf ihren Ruhm und die von ihnen erfochtenen Siege. Nur der schärfere Beobachter bemerkte vielleicht, daß der belebende Geist diesem glänzenden Körper fehlte, daß die Generäle meist alt und stumpf geworden, die jüngeren Officiere zwar tapfer, aber übermüthig, der gemeine Krieger ohne Begeisterung war. Vor Allem aber fehlte jene Einheit des Wollens und Handelns, welche Haupterforderniß jedes Gelingens ist. Der Herzog von Braunschweig war nur dem Namen nach Ober-Befehlshaber; er sah sich in seinen besten Absichten und Plänen durch den österreichischen Kriegsrath, durch die Gegenwart der hohen, fürstlichen Personen und besonders durch den Einfluß der französischen Emi-

granten gehindert und gelähmt. Diese Letzteren bildeten unter der Anführung des Prinzen von Condé ein eigenes Corps von ungefähr zehntausend Mann, meist aus ausgewanderten Adligen bestehend, voll Anmaßung und sich der nothwendigen Ordnung gar nicht oder nur mit Widerstreben fügend.

Dennoch schien das Kriegsglück anfänglich den preußischen Waffen zu lächeln; leicht und ohne auf ein erhebliches Hinderniß zu stoßen, überschritten wir die französische Grenze; überall wichen die feindlichen Truppen zurück, so daß die Prahlerei der Emigrirten und der Hochmuth der Verbündeten reichliche Nahrung fand. Die auf dem Wege nach Paris liegende Festung Longwy ergab sich nach einer kaum zweitägigen Beschießung, indem die geängstigten Bürger den Commandanten zwangen, die Thore zu öffnen. Aber trotz dieser scheinbaren Erfolge traten bald einige Uebelstände hervor, welche nach und nach sich zu einer unerträglichen Höhe steigerten und die Fortschritte der Verbündeten aufhielten, um sie später zu dem bekannten, schimpflichen Rückzuge aus der Champagne zu nöthigen. Zunächst erwiesen sich die eitlen Versprechungen der Emigranten, daß wir von der Bevölkerung an allen Orten mit offenen Armen aufgenommen werden, daß die Truppen haufenweise abfallen und sich mit uns

vereinigen würden, um gemeinschaftlich gegen das revolutionaire Paris zu ziehn, als eine offenbare Täuschung. Wenn auch die Bürger von Longwy in der Mehrzahl keinen besonderen Patriotismus gezeigt hatten, so fehlte es auch selbst hier nicht bereits an drohenden Anzeichen. Die Meisten verhielten sich ruhig, aber wir begegneten vielen finsteren Gesichtern und von den Soldaten kam auch nicht ein einziger Ueberläufer. Sie riefen uns im Gegentheil bei ihrem Abzuge höhnisch zu: „auf Wiedersehn!“ — Ein Oberst vom Regiment Auvergne gab uns sogar das erste Beispiel einer todesmuthigen Tapferkeit und des heroischen Widerstandes. Als die Besatzung, obwohl ihr der freie Abzug bewilligt worden war, auf dem Glacis das Gewehr strecken mußte, stürzte sich der schöne, muthige Mann mit gezogenem Degen und dem Rufe „es lebe Frankreich!“ in den tiefen Festungsgraben, worin er vor unsern Augen ertrank.

Weit unangenehmer jedoch als diese feindselige Gesinnung war der anhaltende Regen, der, seitdem wir die französische Grenze überschritten, in unaufhörlichen Strömen vom Himmel niederfloß. Der Boden jener Gegend verwandelte sich in einen zähen Morast, auf dem die weißen Leinwandzelte wie auf einem Sumpfe schwankten, unfähig, den nöthigen Schutz

gegen die feuchte, stürmische Witterung zu gewähren. Das ganze Lager glich einem unendlichen, schwarzen See von Schmutz, in dem die Menschen und Pferde stecken blieben und nur mit unendlicher Mühe sich fortbewegen konnten. Zerbrochene Wagenräder, umgesunkenes Vieh, Geschütze ohne Bespannung bezeichneten den grundlosen Weg und die Schwierigkeiten, mit denen der Transport einer so großen Menschenmasse zu kämpfen hatte. Die Nahrungsmittel verdarben in der Nässe, das Mehl wurde feucht, das Brod schimmelig und ungenießbar, so daß sich bereits viele Erkrankungsfälle in der Armee zeigten. Noch schlimmer sah es mit der Bekleidung aus; nur die Reiterei war mit Mänteln versehn, die Infanterie dagegen auf ihre knappe, unzweckmäßige Uniform angewiesen, die ihr nicht den geringsten Schutz gewährte und überdies täglich auf das Sauberste geputzt werden mußte. Wehe dem Manne, der trotz des gräulichen Schmutzes nur ein Fleckchen auf seinen weißen Beinkleidern oder an den Stiefeletten zeigte! Der Stock des Unteroffiziers hätte das Ausklopfen nicht übel besorgt; denn die Pedanterie der damaligen Zeit verlangte, daß der Soldat im Kriege eben so steif und peinlich sauber erscheinen mußte, als mitten im Frieden bei der berühmten Parade unter den Linden zu Berlin. Ich

selbst war öfters Zeuge solcher Executionen, die gewiß nicht dazu dienen konnten, den Muth und die Begeisterung des gemeinen Soldaten besonders zu beleben.

Meine eigene Lage war eben so wenig beneidenswerth, trotzdem ich, zum diplomatischen Corps und zu der nächsten Umgebung des Königs gehörig, manche Vortheile und Annehmlichkeiten genoß, obwohl in einem solch' kriegerischen Getümmel meist der Civilist eine traurige Rolle spielt und über die Achseln, wo nicht gar mit feindlichen Augen angesehn wird. Um der Langenweile des traurigen Lagerlebens zu entgehn, schlenderte ich durch die Zeltreihen, selbst auf die Gefahr hin, im Schmutze zu versinken, sobald nur der Regen auf kurze Zeit aufhörte und ein flüchtiger Sonnenstrahl aus den dunklen Wolken brach. Bei einer derartigen Promenade begegnete ich einem stattlichen Herrn von jugendlich kräftigem Aussehn, der mich freundlich, aber gemessen ansprach und von mir eine Auskunft über den Minister Haugwitz verlangte. Unwillkürlich flößte mir die ganze Erscheinung des Unbekannten ein großes Interesse ein; er war von mittlerer Größe, breitschulterig und gedrängt, die Glieder wohlgeformt und elastisch. Die hohe, klare Stirn und das vom Scheitel lockig aufstrebende Haar

gaben ihm etwas Klassisches, an die antike, griechische Bildung erinnernd, während aus den treuen, braunen Augen und dem schalkhaften Mund deutsches Gemüth und deutsche Romantik bald im tiefen Ernste strahlte, bald im heiteren Scherze lachte.

Nachdem ich ihm die gewünschte Auskunft ertheilt, dankte er mit so verbindlichen Worten, daß ich mich bewogen fand, ihm meine fernere Begleitung durch das Straßengewirr der Zeltstadt anzutragen, bis er sich zurechtgefunden. Er nahm mein Anerbieten freundlich an und bald gingen wir wie zwei alte Bekannte im angelegentlichen Gespräche nebeneinander her, wobei ich nicht genug den richtigen Blick, die scharfe Beobachtungsgabe und die objektive Ruhe des Unbekannten bewundern konnte, womit er über alle Verhältnisse und zunächst über den Krieg und die politischen Ursachen desselben urtheilte. Zu schnell für mich erreichte er sein Ziel, da ich noch gern die anregende Unterhaltung fortgeführt und ihm länger zugehört hätte. Mit einer leichten Verneigung verabschiedete er sich, ungefähr wie ein liebenswürdiger Fürst, der in guter Laune eine Audienz gegeben; dennoch fühlte ich mich durch dies herablassende Wesen keineswegs verletzt, indem mir den Mann weit mehr imponirte, als manches gekrönte Haupt, das ich bisher

gesehn. So begierig ich auch war, dem Fremden wiederzubegegnen oder seinen Namen zu erfahren, so vergingen doch erst mehrere Tage, bis mich der Zufall mit ihm von Neuem zusammenführte. Ich hatte nämlich den Auftrag erhalten, dem Herzog von Weimar, der ebenfalls an dem Kriegszuge Theil nahm, von Seiten des Ministers eine Depesche zu überbringen und dessen Antwort entgegenzunehmen. Als ich nun in das Zelt des bekannten Fürsten trat, war ich nicht wenig erstaunt, meinen Fremden hier im vertraulichsten Gespräche mit dem Herzoge wiederzufinden. Auch er erkannte und begrüßte mich sogleich mit freundlicher Würde, indem er sich mir als den Geheimrath von Goethe vorstellte. Man kann sich mein frohes Erstaunen denken, da ich den Dichter des „Werther" und des „Götz von Berlichingen" von Angesicht zu Angesicht erblickte. Er schien sich an meiner Ueberraschung eben so sehr wie der liebenswürdige Herzog zu weiden; der Letztere lud mich zum Abendbrode mit solch' gnädiger Freundlichkeit ein, daß ich unmöglich zu widerstehn vermochte, obwohl die hereinbrechende Nacht und die schlechten Wege zur Eile mahnten. Ich blieb daher zur Tafel, an der noch einige höhere Stabsofficiere Theil nahmen. Der schäumende Champagner, die geniale Gesellschaft und vor Allem der Zauber, welcher

Goethe's Persönlichkeit umschwebte, ließen mich Alles rings umher vergessen. Ich dachte nicht mehr daran, daß ich mich in einem feindlichen Lande, mitten in einem Feldlager befand, sondern sah mich plötzlich an den Weimar'schen Musenhof versetzt, nur dann und wann erinnerte mich der Ruf der Schildwacht, oder ein vereinzelter Schuß an die kriegerische Gegenwart.

Erst gegen Mitternacht trat ich zu Pferde die Rückkehr an, die Nacht war so stürmisch und finster, daß ich bald von dem sonst bekannten Wege nach dem Lager abkam und mich verirrte. Ich schlug die entgegengesetzte Richtung ein und entfernte mich so immer weiter von meinem Ziele. Dann und wann brach zwar der Mond aus dem schwarzen Gewölk, aber sein schwankendes Licht vermehrte nur noch die Täuschung, so daß ich in der Ferne schon die weißen Zelte des Lagers zu sehn glaubte. Plötzlich sah ich einige dunkle Gestalten aus dem hügeligen Boden auftauchen, mein Pferd scheute, ich selbst wurde umringt, angehalten und nach der Parole gefragt. Zugleich erkannte ich, daß ich in die Hände einer feindlichen Patrouille gefallen war, die mich trotz meiner Protestation, daß ich nicht Soldat sei, gefangen nahm und an den nächsten Posten ablieferte.

Meine Lage war durchaus nicht angenehm, da der betreffende französische Officier, zu dem ich zunächst gebracht wurde, mich wegen meiner nicht militairischen Kleidung durchaus für einen Spion halten wollte, trotzdem ich ihn durch alle möglichen Gründe von der Unhaltbarkeit seiner Meinung zu überzeugen suchte. Zu seiner Entschuldigung muß ich anführen, daß es damals allerdings in dem feindlichen Heere von Verräthern wimmelte und daß von Seiten der Verbündeten vielfache Verbindungen selbst mit den höchsten Generälen angeknüpft wurden, um sie zum Abfall zu bewegen. Zufällig war ich in die Hände eines eifrigen Revolutionairs gefallen, der von nichts Anderem als von einem Kriegsgericht, Hängen und sofortigem Erschießen sprach. Wenn es auf ihn allein angekommen wäre, so hätte ich nur noch wenige Stunden, höchstens bis zum Anbruch des Morgens zu leben gehabt. Zu meinem Glücke erschien ein höherer Vorgesetzter, ein fein gebildeter Major, mit dem ich mich besser verständigte. Ich setzte ihm meine eigenthümliche Lage auseinander, aber ungeachtet aller Liebenswürdigkeit und ächt französischer Artigkeit, zuckte auch er mit den Achseln, indem er dazu ein bedenkliches Gesicht machte. Indeß versprach er mir meine Gefangennehmung dem commandirenden General zu

melden, der einzig und allein über meine Schicksal zu entscheiden hatte.

Nach zwei peinlich langen Stunden, die ich in der fürchterlichsten Aufregung verlebte, kehrte er endlich mit der Nachricht zurück, daß auch der Herr General unter den obwaltenden Umständen keinen Entschluß fassen könne, weshalb ich vorläufig ohne Zögern nach Paris gebracht werden sollte, wo man sehn würde, was mit mir zu thun wäre. Umsonst bat ich, einfach in das preußische Lager zu schreiben und sich auf diese Weise von der Idendität meiner Person zu überzeugen, um nach eingeholter Erkundigung mich gegen einen französischen Kriegsgefangenen von ungefähr gleichem Grade einzutauschen. Der Major bedauerte, auf meine Wünsche nicht eingehn zu können, indem er mir im Stillen anvertraute, daß das allgemeine Mißtrauen bis zu einem solchen Grade gestiegen sei, daß selbst der Oberbefehlshaber sich fürchten müßte, den geringsten Verdacht auf sich zu laden, weil ihn die Clubs und Parteien sogleich öffentlich anklagen und dem Hasse des auf's Höchste erbitterten Volkes Preis geben würden. Zugleich entwarf er mir ein wahrhaft entsetzliches Bild von den Vorgängen der letzten Zeit in Paris, von denen wir im preußischen Lager nur unbestimmte Gerüchte erfahren hatten.

Mit französischer Lebhaftigkeit erzählte er von dem blutigen Aufstande, der in der Hauptstadt erst vor einigen Tagen stattgefunden, von dem Sturme des bewaffneten Pöbels auf das Schloß, von der schimpflichen Behandlung des Königs und seiner unglücklichen Familie, von dessen Flucht und Absetzung im Schooße der Nationalversammlung, von dem vermeintlichen Verrathe des einst so gepriesenen Lafayette, von der Einsetzung eines revolutionairen Tribunals und von der Schreckensherrschaft der Jakobiner. Als er seine unumwundene Unzufriedenheit über die Zerrüttung aller Zustände, über die Auflösung jeder Ordnung, über den inneren Zerfall und die Rathlosigkeit dem äußeren Feinde gegenüber aussprach, gab ich ihm meine Verwunderung zu verstehn, wie er unter solchen Verhältnissen und gegen seine bessere Ueberzeugung einer so schlechten Sache länger dienen könne.

„Ach, mein Herr“, entgegnete der brave Officier schmerzlich, „Sie haben Recht, aber ich bin vor Allem ein Sohn Frankreich's. Das Vaterland ist in Gefahr, unsere Grenzen von feindlichen Schaaren überschwemmt. Da bleibt mir keine Wahl; in einem solchen Augenblicke giebt es nur eine Pflicht: zu siegen oder zu sterben. Mir aber sagt eine innere Stimme, daß die Revolution trotz aller Verirrungen siegen muß.“

Seine Augen glänzten von Begeisterung, seine Wangen glühten, seine Stimme zitterte vor innerer Bewegung. In diesem Moment überkam mich zum ersten Male eine Empfindung von der heiligen Liebe zum Vaterlande, von der Macht jener revolutionairen Ideen, von dem Kampfe der neuen mit der alten Welt.

Ende des dritten Bandes.

Druck von C. Guthschmidt & Co. in Berlin, Lindenstr. 81.